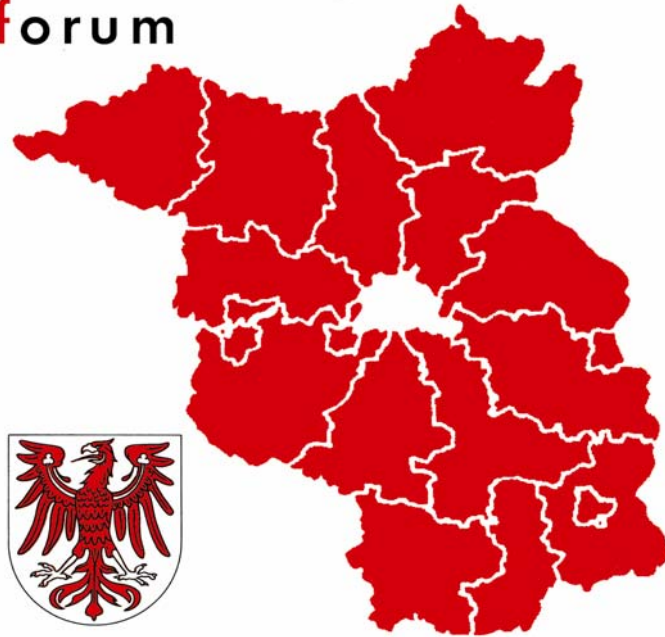


**kommunalpolitisches
forum**



Land Brandenburg e.V.

Die mentale Repräsentation des demographischen Wandels im Land Brandenburg

Eine empirische Untersuchung

Dr. Sören Wendelborn, Dr. Martin Müller, Dr. Ralf-Dietmar Hegel und
Angelika Schäfer

HOLON e.V. für das kommunalpolitische forum Land Brandenburg e.V.

September 2007

Impressum

Herausgeber: kommunalpolitisches forum Land Brandenburg e.V.

Kontakt: Geschäftsstelle, Heinersdorfer Straße 8, 16321 Bernau;

Tel./Fax.: 03338/459293-94; 459295

E-Mail: kf-land-brandenburg-ev@gmx.de

www.kf-land-brandenburg.de

V.i.S.d.P.: Steffen Friedrich

Redaktionsschluss: 30. September 2007

Kurzfassung

Auf der Basis von 100 Tiefeninterviews mit Personen aus drei sehr verschiedenen Regionen (Strausberg, Eisenhüttenstadt, Oderland) wurde bei den Einwohnerinnen und Einwohnern die mentale Repräsentation des demographischen Wandels untersucht. Wie verarbeiten und reflektieren die Menschen in verschiedenen Regionen des Landes den demographischen Wandel? Was veranlasst die Menschen zum Gehen, Bleiben oder gar zum Kommen? Welche Erwartungen haben Menschen an die Gestaltung ihrer Region? - Dies sind die Fragen, die im Zentrum der vorliegenden Untersuchung stehen. Daraus werden Handlungsvorschläge für Kommunal- und Regionalpolitiker entwickelt, die der regionalen Differenzierung angemessen sind. Die Ergebnisse sollen – so hoffen die Autoren – die Diskussionen um den aktuellen Zustand und die Perspektiven des Landes Brandenburg befördern. Sie beziehen sich auf den bisher bei allen demographischen Prognosen und daraus resultierenden Handlungsvorschlägen jüngster Zeit am meisten vernachlässigten Faktor – nämlich die Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen der Menschen. Die Interviews wurden von April bis Juli 2007 geführt.

Danksagung

Auf diesem Wege möchten wir nochmals allen Interviewpartnern für die Mühen der oft zeitaufwendigen Prozedur der Interviewrealisierung ganz herzlich danken. Zu ganz besonderem Dank sind wir auch den Partnerinnen und Partnern verpflichtet, die in den einzelnen Regionen potentielle Interviewteilnehmer ermutigt haben, den Schritt vor das Mikrofon zu wagen.

Einleitung

Problemlage und Fragestellungen

Bis zum Jahr 2050 wird sich die Bevölkerung Deutschlands, aber auch Brandenburgs Jahrzehnt für Jahrzehnt deutlich verändern. Dies betrifft insbesondere die älteren Menschen. In Deutschland leben zurzeit etwa 82 Millionen Menschen (darunter 7,3 Millionen Ausländer); die Bundesrepublik gehört mit einer Bevölkerungsdichte von 229 Menschen pro Quadratkilometer zu den am dichtesten besiedelten Ländern Europas. Je nach Variante der Vorausberechnung wird die Bevölkerungszahl in Deutschland im Jahr 2050 zwischen 67 und 82 Millionen betragen. Mit 88 Einwohnern pro Quadratkilometer ist Brandenburg nach Mecklenburg-Vorpommern das Bundesland mit der geringsten Einwohnerdichte. Wie wird das Land in wenigen Jahren aussehen? 2020 wird die Bevölkerungszahl auf etwa 2,41 Millionen gesunken sein. In 20 Jahren wird jeder zweite Brandenburger seinen Wohnsitz im Berliner Umland haben. Die Einwohnerzahl außerhalb des so genannten ‚Speckgürtels‘ wird weiter sinken: auf etwa 56 Einwohner pro Quadratkilometer. Das sind dann skandinavische oder australische Verhältnisse. Zahlreiche dringend benötigte Einrichtungen und Dienste stoßen bei dieser geringen Bevölkerungsdichte an ihre Tragfähigkeitsgrenze. Der Anteil älterer Menschen nimmt deutlich zu. Die Unterschiede zwischen so genanntem ‚engeren Verflechtungsraum‘ und Peripherie werden erheblich anwachsen.

Es gibt eine Vielzahl von Vorausberechnungen und Schätzungen, die bezüglich der demographischen Perspektive einen sehr breiten Korridor eröffnen. In der Zwischenzeit haben sich Trends verfestigt, die eine wesentliche Auswirkung auf die demographische Entwicklung haben:

- Die natürliche Bevölkerungsbewegung – also die sehr geringe Geburtenrate – wird ihre Richtung in den nächsten Jahrzehnten kaum ändern.
- Die rigorose Durchsetzung des Abkommens von Schengen hat (in ganz Deutschland) zu einer deutlichen Verminderung der Zuwanderung von Außen geführt.

Unter diesem Gesichtspunkt kommt der Binnenmigration – also dem Wegzug *aus* oder dem Zuzug *nach* Brandenburg – eine besondere Rolle zu.

Viele politische, soziale und sozioökonomische Konsequenzen des demographischen Wandels sind zu bedenken. Diese rechtzeitig zu erkennen und entsprechend zu handeln, wird zahlreiche Kräfte auf kommunaler Ebene für Jahrzehnte beschäftigen. Die unterlassenen Folgerungen nach dem Umkippen der natürlichen Bevölkerungsbewegung in den 1970er Jahren sollten jedem politisch Handelnden ein warnendes Beispiel sein.

Diesbezüglich müssen Kommunalpolitiker wissen:

Wo liegen die Grenzen? Was ist nicht mehr zumutbar? Wann verlassen die Menschen eine Region in großem Stile? Was veranlasst die Menschen zum Bleiben oder gar zum Kommen? Welche Erwartungen haben Menschen an die Gestaltung ihrer Region? Welche Entwicklungen laufen ihren Erwartungen zuwider? Welche Entwicklungen kommen ihnen entgegen?

Antworten auf diese Fragen gestatten es, spezifische kommunalpolitische Handlungsvorschläge abzuleiten. Dabei geht es natürlich nicht nur um Binnenwanderungsprobleme, sondern vor allen Dingen um die Gestaltung der Lebensverhältnisse in Regionen des Landes. Dabei gibt es bereits Diskussionen zum Stadtbau (Stichwort ‚Rückbau‘), zu Strukturreformen und infrastrukturellen Notwendigkeiten der Veränderung. Wenig Diskussionen und wenig Wissen gibt es allerdings zu den folgenden Fragen: *Wie verarbeiten und reflektieren die Menschen in verschiedenen Regionen des Landes den demographischen Wandel? Welche Auswirkungen hat das auf sie persönlich, etwa auf ihr Lebensgefühl und ihre Handlungsbereitschaft?*

Insgesamt ist zu bedenken, dass der Durchschnitt des Landes sehr wenig über spezifische regionale Verhältnisse aussagt. Dies berücksichtigt die vorliegende Untersuchung durch ihren vergleichenden Ansatz. Ebenso wenig kann bei der aktuellen komplizierten und wenig untersuchten Situation von fertigen Antworten ausgegangen werden. Denn daran mangelt es ja gerade. Bei der Vielzahl der vorliegenden Prognosen und Analysen besteht die größte Schwachstelle darin, dass nicht gesagt werden kann, unter welchen Bedingungen Menschen im Land Brandenburg bleiben oder gehen – unter welchen Bedingungen sie ihr Leben aktiv

gestalten oder resignieren. Auf diese Problematiken versucht die vorliegende Studie Antworten zu geben, die sinnvoll durch Kommunalpolitik genutzt werden können.

Methodik

Bei der Auswahl einer geeigneten empirischen Methodik, standen wir vor zwei sachlichen Problemen:

- Über die Struktur der mentalen Repräsentation des demographischen Wandels und die Grenzen für Handlungskonsequenzen ist wenig bekannt.
- Es gibt starke regionale Unterschiede im Lande, die das Antwortverhalten erheblich beeinflussen können.

Dadurch verbietet sich eine Repräsentativumfrage auf der Basis eines Fragebogens mit Antwortalternativen. Denn dann müsste den Befragten vorgegeben werden, was die Untersuchung erst zu erfahren wünscht! – Stattdessen setzten wir die Methodik der Tiefeninterviews ein. Dabei handelt es sich um teilstrukturierte, sehr umfassend geführte Interviews. Die Partner wussten, zu welchen Themen sie sprechen werden, bereiteten sich innerlich auf das Interview vor und wurden – insbesondere am Anfang – möglichst selten vom Interviewer unterbrochen. Dieser lenkte das Gespräch an Hand des beiderseitig bekannten Leitfadens, ohne Spontaneität und Eigendynamik des Gesprächs allzu sehr einzugrenzen. Wichtig ist bei dieser Vorgehensweise, dass die Interviewten möglichst authentisch zum Thema sprechen konnten. Die aufgezeichneten Interviews wurden dann verschriftet und im Gruppengespräch an Hand inhaltlicher Kriterien ausgewertet.

Um starke regionale und infrastrukturelle Unterschiede zu berücksichtigen, haben wir drei Typen (wir nennen sie hier ‚Regionaltypen‘) von Gemeinden/ Gemeindegruppierungen ausgewählt, in denen die Interviews stattfanden:

Typ I: Die ‚Speckgürtelgemeinde‘. Dabei wurde das Gebiet Strausberg, Hoppegarten, Neuenhagen ausgewählt. Bautätigkeit und relativ geringe Arbeitslosigkeit sind kennzeichnend für diesen Regionaltyp.

Typ II: Die periphere Stadt im ‚Rückbau‘. Hierfür haben wir Eisenhüttenstadt ausgewählt. Rückbau, hohe Arbeitslosigkeit und Wegzug sind typisch für derartige Orte.

Typ III: Ländliche Gemeinden der Peripherie. Bevölkerungsverluste, hohe Arbeitslosigkeit, große infrastrukturelle Probleme sind typisch. Wir wählten Gemeinden in Odernähe.

In jedem Gemeindetyp interviewten wir 30 bis 35 Personen. Es war unser Anspruch, dass sie möglichst alle Altersgruppen ab 16 und die in der jeweiligen Gemeinde wichtigsten wirtschaftlichen Existenzformen sowie sozialen Lagen verkörpern. Auf der Basis aller Interviews wird die mentale Repräsentation des demographischen Wandels beschrieben. Es wird gezeigt, welche Dimensionen ihre Struktur aufweist, welche Erstreckungsweite diese haben und wie sie von den beschriebenen Regionaltypen abhängen. Dieses Verfahren ist zwar aufwendig, führt aber zu neuen Gesichtspunkten, bleibt nahe an der Situationswahrnehmung der Menschen und berücksichtigt Bereiche, die sonst häufig unterbelichtet bleiben.

Demographische Trends – Ursachen und Konsequenzen

Probleme

Demographie als Lehre von der Bevölkerungsentwicklung findet selten zentrale Beachtung. Nur dann, wenn allen die Argumente ausgehen, greifen Politiker dankbar auf das Umkippen der Alterspyramide oder auf die Entleerung der Peripherie des Landes Brandenburg zurück. So hat man jüngst entdeckt, dass in Deutschland immer weniger Menschen im arbeitsfähigen Alter sind. Deshalb muss man das Rentenalter heraufsetzen und die Sozialleistungen kürzen. Im Land selbst wurde festgestellt, dass das Konzept der dezentralen Konzentration nicht mehr greift.

Demographische Entwicklungen sind zumeist sehr langsame und langwierige Entwicklungen. Deshalb eignen sie sich kaum für spektakuläre Begründungen. Der große Zeithorizont, den sie einnehmen ist für politisches Handeln, das ja an die 4-Jahres-Wahlzyklen gebunden ist, wenig attraktiv. Nichtsdestotrotz vollziehen sich in den letzten Jahrzehnten dramatische Veränderungen in der Bevölkerungszusammensetzung, die unbedingt politische Entscheidungen erfordern. Dies wurde bereits in der Einleitung angerissen. Das Altern der Gesellschaft, die niedrige Geburtenrate, zu hohe Abwanderungs- und zu geringe Zuwanderungsraten sowie die disproportionale Entwicklung des Landes stehen dabei im Zentrum. Dabei muss auch gesagt werden, dass alle Prognosen vor nicht unwesentlichen Problemen stehen. Es ist zwar kaum zu erwarten, dass sich die Geburtenrate in den nächsten Jahrzehnten deutlich ändert, ganz auszuschließen ist es aber nicht. Die Zuwanderung aus dem Ausland ist gering. Dies können Anreize und Gesetzesnovellen aber ändern, ebenso wie wirtschaftliche Entwicklungen oder Bebauungsvorhaben. Die Zuwanderung aus der nahen Hauptstadt kann für Berliner weiterhin interessant bleiben; vielleicht setzen Berlin oder eine plötzliche Mode ihr etwas entgegen. Junge Menschen wandern nach Süddeutschland. Vielleicht gibt es Entwicklungen in Deutschland oder Europa, die diese Entwicklung stoppen oder sogar teilweise umkehren. Dies alles sind nur schwer kalkulierbare Einflussfaktoren. Deshalb sollte man sich bei der Darbietung demographischer Zahlen nicht täuschen lassen. Die Basis ihrer Voraussetzungen ist oft genauso vage wie die von Mentalitätsforschung – zumindest in Zeiten raschen Wandels auf verschiedenen Ebenen. Deshalb weichen die einzelnen Prognosen auch relativ stark voneinander

ab, was ihre absoluten Schätzungen betrifft. Dies gilt allerdings weniger für die Trends.

Das Altern der Gesellschaft

Im Jahre 2030 wird es Städte im Land geben, in denen 50% der Menschen älter als 60 Jahre sind. Dies erfordert ein generelles Umdenken. Alte Menschen werden die Normalität sein, Jugendliche und Kinder ein ganz seltenes Ereignis. Das bedeutet nicht nur, altersadäquate Arbeitsplätze, altengerechten Wohnraum, Pflegeheimplätze und Pflegedienste zu schaffen, sondern bedeutet auch, mehr altengerechte Angebote zu unterbreiten. Und zwar im Bildungssektor, kulturellen Sektor, beim Reisen und so weiter; Verkehrsmittel, Barrierefreiheit sind weitere Stichworte hierzu. Die Differenzierung in jüngere Alte und ältere Alte, das Eingehen, auf ihre spezifischen Wünsche und Kompetenzen wird ganz wichtig werden. Deutschland wird also älter. Ein Maß, um dies auszudrücken ist der Altenquotient, der in den nächsten Jahrzehnten deutlich ansteigen wird. 100 Personen im erwerbsfähigen Alter stehen 44 im Rentenalter gegenüber. Im Jahre 2050 werden das mindestens 71 sein. Um diesen Prozess zu verlangsamen, suchen Politiker das Rentenalter hoch zusetzen. Das Durchschnittsalter liegt heute im Land Brandenburg bei etwa 42 Jahren. Bis zum Jahren 2020 wächst das Durchschnittsalter der Männer um 7 Jahre auf 47 Jahre und das der Frauen um 6 Jahre. Die durchschnittliche Frau wird 2020 in Brandenburg also 50 Jahre alt sein. Ist heute jeder 6. im Rentenalter, so wird es 2020 jeder vierte sein.

Die unter 15jährigen Kinder werden um knapp 20 Prozent abnehmen. Es gibt dann also 63.000 Kinder weniger als heute. Die Schülerzahlen der Sekundarstufen I und II im Alter von 12-19 Jahren halbieren sich. Auch die Jugendlichen im Alter von 19-26 Jahren nehmen um 45% ab. Im Jahre 2020 werden 610 000 Menschen älter als 65 Jahre sein, die Hälfte davon älter als 75%. Die Menschen im erwerbsfähigen Alter nehmen um 300 000 Personen ab. Dies betrifft besonders stark die Altersgruppe der 20 bis 45jährigen Personen.

Niedrige Geburtenraten

Deutschland hat in den vergangenen Jahrzehnten einen dramatischen und kontinuierlichen Geburteneinbruch hinnehmen müssen. Es gibt keine Anzeichen

dafür, dass sich dieser statistische Trend umkehrt. Der Saldo aus Geburten und Sterbefällen war seit 1990 im Land Brandenburg stets negativ. Seither verliert das Land jährlich Einwohner in der Größenordnung einer Kleinstadt dadurch, dass mehr Menschen sterben als geboren werden. 1993 betrug dieser Verlust 16.800 Personen, im Jahre 2020 wird es sich um etwa 20.000 Personen handeln. 1975 war das entscheidende Jahr des Umkippens der langfristigen Bevölkerungsstabilität. Seit diesem Jahr ist der natürliche Bevölkerungssaldo – also Geborene *minus* Gestorbene immer rückläufig. Natürlich variiert dieses Phänomen von Bundesland zu Bundesland. Es sind gerade die wirtschaftlich schwächsten Bundesländer (also die so genannten *Neuen Bundesländer*) einerseits und die deutschen Großstädte andererseits, die die geringsten Geburtenraten aufweisen.

Niedrige Geburtenraten sind ein lang anhaltender Trend in so genannten westlichen Industrieländern. Deutschland wies im Jahre 2000 eine Reproduktionsrate von 1,38 auf. Das heißt, eine Frau bekommt im statistischen Durchschnitt 1,38 Kinder. 2,1 wären aber nötig, um die Gesellschaft biologisch zu reproduzieren. Dafür gibt es zwei Erklärungsansätze, die miteinander verbunden sind:

- A)** Singularisierung (Vereinzelung): Ausbildungszeiten werden immer länger, komplizierter. Lebensentwürfe werden immer individueller. Immer weniger dieser Entwürfe passen auf Dauer zusammen. Flexibilität und Ortswechsel werden von Arbeitnehmern gefordert. Aber welcher der beiden Partner kann bei wachsender Geschlechtergleichberechtigung vom anderen einen solchen Wechsel verlangen. Die Frau folgt nicht mehr unbedingt dem Mann. So bleiben immer mehr Partner allein, immer mehr Ehen werden geschieden. Es werden weniger Ehen geschlossen. Das Heiratsalter hat sich deutlich erhöht. Das durchschnittliche Heiratsalter liegt heute im Land Brandenburg bei Männern bei 36 Jahren und bei Frauen bei 28,5 Jahren. Dadurch verschiebt sich auch der Zeitpunkt der Erstgeburt deutlich nach hinten. Für ein zweites oder drittes Kind bleibt dann oft keine Zeit mehr.
- B)** Hedonismus (Genusssucht): Westliche Industrieländer weisen eine Vielzahl attraktiver Angebote auf. Es gibt eine Konsumflut, Kulturangebote, Reiseangebote. Man kann sie bei den sehr spezialisierten Interessen nur voll ausleben, wenn man allein ist. Kinder sind noch hinderlicher als Partner, denn Kinder sind nicht nur ein Hindernis, am Abend wegzugehen. Kinder zu haben, bedeutet Verzicht. Kinder sind sehr teuer. Kinder sind eines der größten

sozialen Risiken in Deutschland. Mit Kindern hat man eine größere Chance, sozial abzustiegen als ohne.

Singularisierung und Hedonismus sind allgemeine Trends, sie konzentrieren sich aber nochmals in Großstädten.

C) Soziale Verunsicherung: Die Ereignisse der letzten 15 Jahre haben dazu geführt, dass die soziale Situation im Osten einfach deutlich schlechter ist als im Westen. Vor diesem Hintergrund bilden Kinder eine zusätzliche Gefahr. Zusätzlich wandern gebärfähige Frauen im arbeitsfähigen Alter in wirtschaftlich attraktivere Regionen ab.

1,38 Kinder bekommt eine Frau in Deutschland (Jahr 2000), in der Europäischen Union waren es 1,48. In Brandenburg, so hofft man, wird diese Zahl 2020 wieder 1,3 oder gar 1,4 betragen.

Wanderungsbewegungen

Nach den starken Wanderungsverlusten an die alten Bundesländer in den Jahren 1989 bis 1991 bestimmten ab 1992 die Zuwanderung aus dem Ausland (Spätaussiedler und Ausländer) und ab 1994 zunehmend die Wanderungsgewinne aus Berlin das Wanderungsergebnis des Landes Brandenburg. Brandenburg war das einzige neue Bundesland, das eine zeitlang einen Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen hatte. Dies war wie gesagt wesentlich auf die Umsiedelung von Berlinern in den so genannten Speckgürtel zurückzuführen. Die Wanderungsgewinne aus Berlin sind seit 1999 deutlich zurückgegangen, diejenigen aus dem Ausland haben sich auf niedrigem Niveau eingeepegelt, während die Wanderungsverluste an die alten Bundesländer wieder merklich zugenommen haben. Damit war im Jahre 2001 die Gesamtwanderungsbilanz für das Land Brandenburg (zum ersten Male seit 1992) wieder negativ. Eine Stagnation oder eine negative Bilanz der Wanderungsbewegung bedeutet für Brandenburg immer, dass die Gesamtbevölkerungszahl abnimmt, denn die natürliche Bevölkerungsbewegung (Geburten minus Sterbefälle) ist ja ohnehin immer negativ.

Bis 2020 wird mit ausgeglichenen Wanderungsbilanzen gerechnet. Es kommen (vielleicht) etwa so viele Menschen nach Brandenburg, wie weggehen. Aber dies reicht wie gesagt nicht aus, um die Bevölkerungszahl zu halten. Das Land vermochte

und vermag es nicht, Menschen aus dem Ausland in größerer Zahl anzuziehen. Dies wäre aber die einzige Chance, die Bevölkerungszahl zu halten. Um diesbezüglich die Chancen abschätzen zu können, muss man die folgende Frage beantworten:

Wie offen, attraktiv und integrationsfähig sind Brandenburg und seine Kommunen aber für ausländische Menschen? - Am 31.12.2000 lebten 47.841 Personen ohne deutsche Staatsbürgerschaft in Brandenburg, das wären 1,8% der Wohnbevölkerung. Davon stammten 31.501 – also die deutliche Mehrheit – aus Europa. Die Mehrzahl ausländischer Menschen ist also auf den ersten Blick nicht einmal als Ausländer identifizierbar. Nur 3392 stammten aus Afrika, 1794 aus beiden Amerika und 11.154 aus Asien. Die 5.457 Menschen aus Vietnam stellten die größte asiatische Bevölkerungsgruppe. Gegenüber 1989 leben heute nur unwesentlich mehr Ausländer im Land. Weniger als ein halbes Prozent der Wohnbevölkerung ist auf den ersten Blick als Ausländer identifizierbar. Die Zahlen belegen aber auch, Brandenburg ist für ausländische Menschen wenig attraktiv. Das Land und seine Kommunen besitzen wenig Anziehungs- und Integrationskraft. Asylanten, Spätaussiedler, Kontingentflüchtlinge ziehen zudem zu einem hohen Prozentsatz weiter in andere Bundesländer (insbesondere nach Süddeutschland), sobald dies möglich ist. Hier ist nicht der Ort, die Ursachen hierfür zu diskutieren. Dies ist in früheren Studien und Publikationen bereits hinreichend geschehen. Die Zuwanderung von Spätaussiedlern und Asylanten bewerten viele Studien für die Zukunft jedenfalls als rückläufig.

Die Abwanderung (gerade junger, gut ausgebildeter Frauen im gebärfähigen Alter) stellt ein gravierendes Problem dar. Das demographische Echo hallt hier vernehmlich. Selbst wenn es gelänge, die Geburtenrate deutlich zu steigern, wäre der Verlust der bereits gegangenen Frauen nicht auszugleichen. Es wäre höchstens Stabilität oder langsames Sinken auf niedrigerem Niveau herzustellen.

Die disproportionale Entwicklung des Landes

Das Bevölkerungswachstum konzentriert sich auf das Berliner Umland. Bis 2020 wird es einen Einwohnerzuwachs von 6 bis 7 % erhalten. Der äußere Entwicklungsraum (Peripherie Brandenburgs) wird fast 15% einbüßen. Dies führt zu einem weiteren Auseinanderdriften der Teile des Landes in Abhängigkeit von der Berlinnähe oder – ferne. Der Prozess des Einwohnergewinns durch das unmittelbare Umland kann als

Suburbanisierungsprozess aufgefasst werden, der sich allerdings in der Nähe aller größeren Städte in ganz Brandenburg abgespielt hat. Es entstanden kleine Siedlungskränze der besser Verdienenden um die Städte im ganzen Land. Die Gemeindegebietsreform war nicht zuletzt ein Versuch, die den Städten entgangenen Steuerverluste wieder zurückzubringen.

Falls die Peripherie des Landes tatsächlich auf eine Einwohnerdichte von 50 bis 60 pro Quadratkilometer ausgedünnt wird, hätte dies gravierende Folgen, von denen hier nur wenige der intensiv diskutierten genannt werden sollen:

- Unterauslastung führt zu Kostensteigerung (Fixkosten müssen sich auf weniger Verbraucher aufteilen);
- erhöhte Kosten wirken sich negativ auf den Standortwettbewerb aus;
- Gefährdung des ÖPNV: Stilllegung verschiedener Strecken wegen mangelnder Rentabilität, weitere Einschränkung der Mobilität;
- geringerer Verbrauch bei Wasser und Abwasser führt nicht zu effektiven Einsparungen, sondern zu extra Kosten für Spülwasser; Infrastrukturstilllegung durch Rückbau oder Bau kleiner dimensionierter Anlagen führen zu neuen Kosten.

Untersuchungsregionen – demographische Splitter

Strausberg hatte im Jahre 2004 26.593 Einwohner, Neuenhagen 16.146 (2005: 16.325) und Hoppegarten 14.367 Einwohner. Die Orte wiesen eine Einwohnerdichte von ca. 400 bis 825 Einwohner pro Quadratkilometer auf.

Eisenhüttenstadt hatte im Jahre 2005 „nur noch“ 34.818 Einwohner. Das heißt, Strausberg und Neuenhagen verfügen heute gemeinsam über mehr Einwohner als Eisenhüttenstadt.

Letschin wies im Jahre 2004 fast fünftausend Einwohner (4.898) auf.

Literatur

Die folgenden Literaturangaben decken einen Teil des Spektrums aktueller demographischer und thematisch angrenzender Bereiche ab.

- Appel, Clemens (2005): Die Auswirkungen des demographischen Wandels in Brandenburg auf die öffentliche Verwaltung und staatliche Organisation. – In: Verwaltungsrechts-Zeitschrift für die Länder Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Jg. 15, Heft 9.
- Bauer, Hartmut, Büchner, Christiane & Gründel, Olaf (Hrsg.)(2006): Demographie im Wandel. Herausforderung für die Kommunen. Heft 13.
- Beetz, Stephan (2005): Veränderung ländlicher Gesellschaften in Ostdeutschland.
- Beyer, Wolf (o.J. evtl. 2002): Demographischer Wandel in Brandenburg. Einschätzungen und Vorausschätzungen von 1990 bis 2040.
- Bigalke, Silke & Sonnenberg, Sascha (2005): Demografisch-städtebauliches Risiko in Kernen ausgewählter Dörfer im äußeren Entwicklungsraum der Region Havelland - Fläming.
- Hill, Hermann (2004): Kommunale Selbstverwaltung – Zukunfts- oder Auslaufmodell? Berlin.
- Kocks, Martina (2003): Demographischer Wandel und Infrastruktur im ländlichen Raum – von europäischen Erfahrungen lernen? –In: Informationen zur Raumentwicklung. Heft 12.
- Koziol, Matthias (2004): Folgen des demographischen Wandels für die kommunale Infrastruktur. –In: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften. Jg. 42, 1.
- Kröhnert, Steffen, Olst, Nienke van & Klingholz, Reiner(2005): Deutschland 2020. Die demographische Zukunft der Nation.
- Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik (Hrsg.)(1999):Bevölkerungsprognose für das Land Brandenburg 1998 – 2015.
- Landesbetrieb für Datenverarbeitung und Statistik Land Brandenburg (Hrsg.)(2006): Bevölkerungprognose des Landes Brandenburg für den Zeitraum 2005 – 2030.
- Landesregierung Brandenburg Staatskanzlei (Hrsg.)(2005): Konsultationsprozess zum Grünbuch der Europäischen Kommission. „Angesichts des demographischen Wandels – eine neue Solidarität zwischen den Generationen“. Potsdam.
- Sommer, Carsten (2005): ÖPNV in einer alternden Gesellschaft. In: Der Nahverkehr. Heft 5.
- Sommer, Carsten (2005): Gehen dem ÖPNV die Fahrgäste aus? - In: Der Nahverkehr. Heft 5.

Europa:

Mitteilung der Kommission (o.J. 2004?): Grünbuch „Angesichts des demographischen Wandels – eine neue Solidarität zwischen den Generationen“

Internet

Bertelsmann-Stiftung: <http://www.wegweiserdemographie.de/>

Birg, Herwig: http://www.wiwo.de/pswiwo/fn/ww2/sfn/bm_artikel/bmpara/1567/bm...

www.literatur.mir.brandenburg.de 50 Jahre demographischer Wandel in Brandenburg.

Mit dem Kassettenrekorder durch Brandenburg

Auf der Basis von 100 Tiefeninterviews mit Personen aus dem Land Brandenburg untersuchten wir die mentale Repräsentation des demographischen Wandels. Die Interviews selbst führten wir von April bis Juli 2007 in drei Gebieten des Landes durch. Die berücksichtigten Gebiete verkörpern drei unterschiedliche Regionaltypen mit starken Unterschieden, wie sie zurzeit im Land vorzufinden sind. Dabei handelt es sich um

I das Gebiet Strausberg, Hoppegarten, Neuenhagen (die ‚Speckgürtelgemeinde‘);

II Eisenhüttenstadt (die periphere Stadt im ‚Rückbau‘);

III: Gemeinden in Odernähe (ländliche Gemeinden der Peripherie).

In jedem Regionaltyp interviewten wir 30 bis 35 Personen. Diese Partner fanden wir über Mittelsleute in den verschiedenen Gebieten, wobei es wichtig ist, in jedem Gebiet über mehrere Mittler zu verfügen. Bei derartigen Personen handelt es sich meist um regionale Vertrauenspersonen, die viele persönliche Kontakte haben. Wir sprachen mit den potentiellen Interviewpartnern, versicherten uns ihrer Bereitschaft zu einem Interview und sicherten ihnen vollständige Anonymität zu. Die Untersuchungen wurden in Form von Tiefeninterviews durchgeführt und per Tonband aufgezeichnet. Die Befragung fand meist in der Wohnung der Interviewten in ruhiger und ungestörter Atmosphäre statt. Die Partner wussten, welche Themen Gegenstand des Interviews waren. Sie bereiteten sich innerlich auf das Interview vor und wurden – insbesondere am Anfang des Gesprächs – möglichst selten vom Interviewer unterbrochen. Dabei verwendeten wir als Orientierung den folgenden Interviewleitfaden, wobei Nachfragen selbstverständlich adaptiv in Abhängigkeit vom bereits Berichteten erfolgten.

Interviewleitfaden

1 Haben sie schon immer in dieser Gegend (diesem Ort/ dieser Stadt) gelebt? – Wie ist ihr bisheriges Leben hier verlaufen?

2 Was würden sie sagen, wenn sie ihre persönliche aktuelle Situation und die ihrer Gemeinde (Stadt) beschreiben sollten? (eventuell Nachfrage zu sozialen und Versorgungseinrichtungen)

3 Wer aus ihrer Familie und von ihren Freunden/ Bekannten hat die Gegend in den vergangenen Jahrzehnten verlassen und wer ist geblieben? Was können sie zu den Gründen des Bleibens oder Gehens sagen?

4 Haben sie ganz persönlich schon einmal daran gedacht, die Gegend zu verlassen? Und warum?

5 Welche „Mindest“-Erwartungen haben Sie, um die Region nicht zu verlassen?

An welchem Punkt würden sie sagen „Jetzt reicht's! Ich gehe!“?

6 Stellen sie sich ihren Ort (ihre Stadt) bitte in 20 Jahren vor! Was sehen sie da?

7 Möchten sie sonst noch etwas sagen?

Ein derartiges Gespräch konnte mehrere Stunden dauern. Die aufgezeichneten Interviews wurden dann wörtlich verschriftet. Anschließend lasen wir die Interviews, suchten typische Merkmale für die mentale Repräsentation des demographischen Wandels bei den Interviews jedes Regionaltyps. Diese Merkmale standen in bestimmten Relationen zueinander und wiesen Erstreckungsweiten (Dimensionen) auf. Wir verglichen die wichtigen Merkmale der Regionaltypen und suchten Schlussfolgerungen für Handlungsoptionen abzuleiten.

Der Vorteil einer derartigen Vorgehensweise besteht darin, neue Tendenzen, eher ganzheitliche Strukturen, ungewohnte Vernetzungen und Äußerungen, die nicht im Zentrum des publizierten öffentlichen Bewusstseins liegen, zu erfassen. Die Untersuchung arbeitet wesentliche Aspekte und typische Muster der mentalen Repräsentation des demographischen Wandels heraus. Darauf aufbauende repräsentative Untersuchungen wären möglich.

Die Darstellung der vorliegenden Ergebnisse findet schwerpunktmäßig auf der Basis von Interviewausschnitten statt. Dabei konfrontieren wir den Leser mit der im Land Brandenburg gesprochenen Sprache. Dies ist Umgangssprache mit verschiedenen Nuancen, die nicht zum Zwecke der Veröffentlichung geschönt wurde. Vielmehr suchten wir die Authentizität der Aussagen auch auf der sprachlichen Ebene zu gewährleisten. Dabei knüpften wir an eigene Erfahrungen aus dem letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts an.

Strausberg – Beschaulichkeit nahe Berlin

In Strausberg haben immer Prozesse der Zu- und Abwanderung stattgefunden, nicht erst in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. Der Ort liegt am Stadtrand Berlins und ist einer der Endpunkte der Berliner S-Bahn. Die Stadt war über Jahrzehnte Sitz des Ministeriums für Verteidigung der DDR. Dieses Faktum hat die Sozialstruktur des Ortes und seiner Umgebung entscheidend geprägt.

Der Weg nach Strausberg

Einige der befragten Personen sind in Strausberg und Umgebung geboren und aufgewachsen:

„Ich bin in Strausberg geboren und habe dort auch meine gesamte Kindheit und Jugend verbracht. Bin dort zur Grundschule gegangen, habe dann am Gymnasium mein Abitur gemacht“ (Person 6, weiblich, 27 Jahre).

„Also in dieser Gegend bin ich ja aufgewachsen, geboren hier selbst in Strausberg, dann aufgewachsen in Buckow im Ortsteil Hasenholz, eine 80-Seelen-Gemeinde als kleiner Ortsteil von Buckow, wie gesagt, und bin dann in die Grundschule gegangen in Buckow bis zur 7. Klasse. Danach bin ich unweit von Buckow im Ort Müncheberg zur Schule gegangen, aufs Gymnasium gewechselt“ (Person 11, männlich, 28 Jahre).

„Komme wirklich aus dieser Gegend hier. Bin hier nie weggezogen. Also ich wohne in Strausberg. Hab’ immer in Strausberg gewohnt. Ich hab’ eigentlich nur in der Lehre, in der Bauzeichnerlehre, mal ein Jahr lang in der Woche in Frankfurt/ Oder im Internat gelebt (Person 25, weiblich, 49 Jahre).

Andere sind zugezogen:

„Ich ... bin in Karl-Marx-Stadt geboren worden, bin dann recht zeitig mit meinen Eltern zusammen nach Strausberg gezogen mit einer Zwischenstation in Berlin, weil meine Eltern dort beruflich zu tun hatten“ (Person 2, männlich, 31 Jahre).

„Ich bin ... 22 Jahre alt und wohne in Rehfelde, in der Nähe von Strausberg. Bin dorthin 1987 durch meinen Vater gekommen, weil er dort bei der NVA gedient hat, weil er dort arbeiten sollte. Bin dann nach Rehfelde gezogen mit meinen Eltern“ (Person 3, weiblich, 22 Jahre).

Auch die eigene berufliche Tätigkeit bzw. die des Ehepartners (oft in der NVA) war ein Zuzugsgrund:

„Strausberg ist ja sehr armeelastig gewesen. Das ist mir früher sehr aufgefallen, weil ja alle in Uniform gelaufen sind. In meiner Klasse waren außer mir noch drei Jugendliche, die nicht Offizierskinder waren, oder drei Kinder. Jetzt weiß ich es nicht mehr. Jetzt sind die nicht mehr so deutlich erkennbar“ (Person 25, weiblich, 49 Jahre).

„Strausberg war und ist stark durch die Armee geprägt, auch jetzt noch. In Vorstadt ist irgendwas Medizinisches und dann in Nord die Akademie. Immer noch ein ‚bescheidener‘ Arbeitgeber in der Region“ (Person 28, männlich, 54 Jahre).

„Ich komme aus dem Harz. Bin in Roßla geboren. Habe meine Lehre gemacht und bin dann zur NVA. Habe ein Fachschulstudium absolviert und dann an verschiedenen Orten gedient. Habe lange Zeit in Riesa gelebt. Nach Strausberg sind wir, meine Frau und die Kinder 1979 gekommen“ (Person 26, männlich, 64 Jahre).

„Ich komme aus dem Vogtland, aus Plauen. Mein Mann kam aus der Cottbuser Ecke. 1967 sind wir nach Strausberg gezogen. Mein Mann war bei der NVA“ (Person 27, weiblich, 79 Jahre).

Neben diesen Zuzugsgründen in der länger zurückliegenden Vergangenheit haben einige Interviewpartner auch in der jüngsten Vergangenheit in Strausberg Arbeit gefunden:

„Hier in dieser Gegend wohne ich seit 1999 im August. Hergekommen sind wir auch aus dem Grund, da es mit der Arbeit in Mecklenburg-Vorpommern nicht ganz so toll aussah, mein Mann umgesetzt wurde und wir uns dann gesagt haben nach einem Jahr - und also er ist hergekommen '98 und ein Jahr Trennung mit den Kindern vom Papa war nicht so toll. Also sind wir '99 hergekommen. Habe versucht, hier gleich Arbeit zu finden. Ich glaub', ich war einen Monat arbeitslos: September '99. Und bin seitdem hier angestellt“ (Person 15, weiblich, 39 Jahre).

„Frage: Und Sie arbeiten hier mit Jugendlichen in welchem Alter und in welchem Fachgebiet?“

Antwort: Ja, im Praktikum jetzt derzeit im ersten Lehrjahr Bürokraft und im zweiten Lehrjahr Beikoch.

Frage: Und Sie sind schon immer in dieser Region ansässig gewesen?

Antwort: Nein, erst seit 7, 8 Jahren.

Frage: Dürfen wir erfahren, wo Sie herkommen?

Antwort: Aus Berlin

Frage: Und Sie leben jetzt in Hoppegarten.

Antwort: Genau“ (Person 18, weiblich, 28 Jahre).

Die Lebensläufe vieler Personen weisen Etappen auf, in denen sie zeitweilig die Region verließen. Dies geschah der Ausbildung oder der Familie wegen:

„Bin nach der Grundausbildung nach Strausberg zurückgekehrt. Ich bin jetzt Berufssoldat und habe hier meine Arbeitsstätte. Freizeit und Familie, mein Lebensmittelpunkt befindet sich hier in Strausberg“ (Person 1, männlich, 32 Jahre).

„Meine Lehre, Ausbildung habe ich als Krankenschwester in Eisenhüttenstadt gemacht, weiter weg.

Frage: Warum seid ihr nach Berlin gezogen nach Deiner Ausbildung?

Antwort: Ich habe meine Ausbildung gemacht und gearbeitet. Mein Freund hat an einer Universität in Berlin sein Studium aufgenommen, von daher haben wir den Weg geteilt. Und sind halt ins Randgebiet von Berlin gezogen.

Frage: Wann seid ihr wieder zurück nach Strausberg gezogen?

Antwort: *Ich war dann fertig mit der Arbeit oder mit der Lehre und hab gearbeitet und bin dann schwanger geworden, und wir sind zurückgekommen aus folgenden Gründen: weil meine ganze Familie hier lebt. Weil die Familie von meinem Freund in der Nähe wohnt und weil ich mich eigentlich schon immer in Strausberg sehr wohl gefühlt habe und ich schon immer wusste, dass ich in Berlin nicht lange wohnen möchte*“ (Person 12, weiblich, 27 Jahre).

„Und ansonsten meine Kindheit, also ich hab schon immer in dieser Gegend gewohnt. Also bis zu meinem 17. Lebensjahr in meinem Ort, bin dann nach Berlin gezogen für vier Jahre; das war die schrecklichste Zeit meines Lebens; ich war jedes Wochenende wieder zu Hause bei meinen Eltern; es war einfach nicht meine Welt – die Stadt ...hab’ dann ein Jahr in Oranienburg gewohnt, hab’ mich dann von meinem Mann getrennt und bin wieder nach Schöneiche gezogen“ (Person 16, weiblich, 34 Jahre).

Die persönliche Situation in der Gemeinde

Eine unserer Fragen lautete: *„Was würden Sie sagen, wenn Sie ihre persönliche aktuelle Situation und die Ihrer Stadt beschreiben sollten?“*.

Die Antworten auf diese Frage lassen sich vier großen Themen zuordnen:

- die schöne Umgebung
- die Versorgung
- die Berlinnähe
- Arbeit und Verkehr.

Die Bemerkungen zur schönen Umgebung sprechen für sich:

„Rehfelde ist ein schöner Wohnort, gerade für Kinder. Grün, viel freier Raum. Strausberg ist ein schöner Ort“ (Person 3, weiblich, 22 Jahre).

„Strausberg ist an sich eine schöne Stadt. Hat ’ne tolle Altstadt, hat den See gleich in der Nähe“ (Person 4, weiblich 33 Jahre).

„Die Wohnqualität in Strausberg ist, wie gesagt - die grüne Stadt am See wird sie auch genannt, hat auch Fontane beschrieben, ist halt sehr schön mit dem Straussee in der Nähe. Strausberg hat, glaub ich, aktuell so um die 30.000 Einwohner, kann auch ein bisschen mehr sein. Als angenehme Kleinstadt mit großen Wohnvierteln und Einfamilienhaussiedlungen – und ja, da lebt es sich schon sehr gut“ (Person 11, männlich, 28 Jahre).

„Schöneiche ist wunderschön“ (Person 16, weiblich, 34 Jahre).

Zur Versorgung gehört auch die Vielzahl und Qualität der Schulen in der Region. Zum Beispiel schildert Person 15 (weiblich, 39 Jahre) ausführlich die Möglichkeiten bei der Wahl der Schule.

Person 6 (weiblich, 27 Jahre) meinte: *„Auch vom Schulsystem her denke ich ein sehr breites Angebot. Ein städtisches Gymnasium, was auch relativ groß ist, mehrere Grundschulen, Hauptschulen, Gesamtschulen.“*

„Kindereinrichtungen, glaube ich, sind ausreichend vorhanden. Wobei nach der Wende vieles platt gemacht wurde. Schulen gibt es auch genügend. Grund-, Gesamt- und Realschule, Oberstufenzentrum und ein Gymnasium“ (Person 28, männlich, 54 Jahre).

Die schulischen Angebote spielen bei den Befragten mit Kindern eine hervorgehobene Rolle. Natürlich sind auch medizinische Angebote und Verkaufsstellen wichtig:

„Versorgung mit Lebensmittelläden und der tägliche Bedarf ist in Strausberg allemal gedeckt. Wie gesagt, es ist eine Kleinstadt, und da ist alles da. Man hat verschiedene Supermärkte. Alles was so Rang und Namen hat in Deutschland an Supermärkten. Und soziale Einrichtungen - es gibt mehrere KITAS von unterschiedlichen Trägern und noch dazu kommen die Tagesmütter, die die Kleinen abnehmen. Also dafür ist gesorgt“ (Person 11, männlich, 28 Jahre).

„Wir haben hier in Vorstadt einen PLUS und wenige kleine Geschäfte, eine Apotheke, Friseur usw. Da muss ich meine Grundbedürfnisse befriedigen. Ansonsten gibt es in Strausberg viele Verkaufseinrichtungen: Kaufland, Reichelt, NETTO, OBI ... Kleinere Geschäfte auch, aber die überleben alle nicht lange“ (Person 27, weiblich, 79 Jahre).

„Strausberg hat eine gute Verkehrsanbindung nach Berlin. Viele kleine und große Geschäfte. Die Grundversorgung ist gesichert“ (Person 28, männlich, 54 Jahre).

„Versorgung – ich wohne direkt am Plus in Vorstadt, aber das ist kein gut sortierter Laden, also wenn ich wirklich einkaufen gehe, fahre ich eigentlich immer zum Kaufland. Ich bin aber auch relativ oft in Berlin, weil ich da halt Training habe, und dann fahre ich immer in Kaufland Eiche vorbei. Ich bin nicht unbedingt jemand, der gern in großen Einkaufszentren einkauft. Mir wäre so 'n Zentrum, sag ich mal, so wie, naja, wo man so kleine Läden in so 'nem großen Ding hat, lieber. Aber mir ist es letztlich egal. Ich will irgendwo schnell durch, meine Sachen erledigen und wieder raus, und insofern wünschte ich mir in Strausberg was Zentraleres“ (Person 25, weiblich, 49 Jahre).

Zur medizinischen Versorgung sagt Person 25 (weiblich, 49 Jahre):

„Ich würde mir aber sehr wünschen, dass es wieder so was wie Polikliniken gibt, wo alles an einem Platz ist. Dieses ewige Hin und Her finde ich unmöglich. Ich sage: den Osten zurück an der Stelle und in Bezug auf Schulen auch. Würde ich mir Polikliniken zurückwünschen und ein einfacheres Verfahren“ (Person 25, weiblich, 49 Jahre).

„Die medizinische Versorgung ist auch ganz gut. In Nord haben wir sogar noch eine große Poliklinik – natürlich jetzt Ärztehaus. Fachärzte sind auch da. Fielmann ist da. Wir haben auch ein Krankenhaus. Auch ganz gut“ (Person 26, männlich, 64 Jahre).

„Meine Hausärztin praktiziert in der Nähe. Alle anderen Fachärzte sind für mich schwer erreichbar. Strausberg hat auch ein Krankenhaus. Aber nicht für alle Fachbereiche“ (Person 27, weiblich, 79 Jahre).

„Gibt nicht alles, aber durch die Nähe zu Hellersdorf ist es sehr gut realisierbar“ (Person 18, weiblich, 28 Jahre).

Dieses Argument taucht häufig auf. Es gibt die medizinische Versorgung Berlins, und es gibt die Verkaufsangebote Berlins, die leicht in Anspruch zu nehmen sind, denn das große Plus der Region besteht neben der reizvollen Landschaft und der Beschaulichkeit der Kleinstadt in der Berlinnähe. Ganz allgemein drückt dies Person 6 (weiblich, 27 Jahre) aus:

„Ich denke, dass die Wohn- und Lebensqualität in Strausberg auch aufgrund der Berlinnähe sehr gut ist. Sicherlich verglichen mit anderen Kleinstädten, die im ländlichen Gebiet liegen. Strausberg hat eine sehr gute Verkehrsanbindung, von Berlin aus jeweils im Zehnminutentakt, glaube ich. Straßenbahn, Busverkehr.“

Besonders akzentuiert wird der Zusammenhang zwischen kulturellem Angebot und Berlinnähe:

„Kulturell, sag ich mal, wird nicht allzu viel geboten. Man hat ein kleines Heimatmuseum; da wohnen wir unmittelbar gegenüber. Und was hat man noch? Die Badeanstalt und den See, aber Kultur ist das auch nicht richtig; mehr ja für die Freizeit wird ein bisschen was geboten in Strausberg. Kulturell sollte man sich dann doch in Richtung Berlin konzentrieren, aber durch die Nähe zu Berlin - ...die Verkehrsanbindung zu Berlin ist eigentlich gar nicht so schlecht. Man kann mit dem PKW fahren; da ist man in 45 Minuten da. Und mit der S-Bahn auch ähnlich: In Berlin-Mitte beim Alex ist man in 50 Minuten, und da hat man dann die kulturellen Möglichkeiten, die man sich nur so erhoffen kann“ (Person 11, männlich, 28 Jahre).

„Frage: Verkehrsanbindung? Da Sie ja im Ort wohnen. Es gibt ja einen S-Bahn Anschluss.

Antwort: Ideal. Hauptverbindung Ostkreuz, Westkreuz, Berlin alle 20 Minuten. Lichtenberg 20 Minuten. Alex ½ Stunde. Das war auch ein Grund immer zu sagen, hier in Neuenhagen zu bleiben.

Frage: Das kulturelle Leben? Orientieren Sie sich da nach Berlin oder ist es für Sie nicht so wichtig?

Antwort: Wichtig im Hinblick auf Kino. Das fehlt uns hier sehr. Haben wir mal festgestellt. Aber da gibt es Hellersdorf, und da fährt man ja auch nicht weit.

Frage: Strausberg hatte auch mal ein Kino.

Antwort: Hatte ein Kino, wurde auch aufgelöst. Kultur gibt es in Berlin (Person 15, weiblich, 39 Jahre).

Und dennoch kann die Verkehrsanbindung für das Erreichen des Arbeitsplatzes zum Problem werden, falls man in den etwas kleineren Orten der Region wohnt:

„Ich habe ein Problem. Der Zug nach Berlin fährt nur alle Stunde. Der erste um 5.00 Uhr, der letzte um 22.00 Uhr. Der Fahrtweg von Rehfelde bis zu meiner Arbeitsstätte beträgt 1,5 Stunden. Wenn man auf den Zug angewiesen ist, erst bis Lichtenberg, dann umsteigen und dann weiter.

Frage: Durchschnittliche Fahrzeit?

Antwort: 3 Stunden. 1,5 h hin, 1,5 h zurück. Deshalb ist es besser, den Wohnort zu wechseln“ (Person 3, weiblich, 22 Jahre).

„Frage: *Durchschnittliche Fahrtzeit zu Deinen Arbeitsstellen?*
Antwort: *3 Stunden am Tag*“ (Person 4, weiblich, 33 Jahre).

Oder eine Person aus Hoppegarten sagt:

„*Auf öffentliche Verkehrsmittel bin ich nicht angewiesen. Ich nutze private Verkehrsmittel. Weil es schneller geht. Unabhängiger*“ (Person 18, weiblich, 28 Jahre).

Uns begegnet sogar die paradoxe Situation, dass man in der Region Strausberg nicht wohnen kann, wenn man in Frankfurt an der Oder arbeitet und den Zug benutzen muss. Dies lässt sich erträglich nur von Berlin aus gestalten:

„*Ich arbeite seit Ende 2002 am Amtsgericht Frankfurt/ Oder und pendele seitdem jeden Tag von Berlin mit dem Zug. Das Pendeln wäre aber von Strausberg aus mit dem Zug nicht möglich gewesen*“ (Person 6, weiblich, 27 Jahre).

Aber noch ein anderes Thema wird bezüglich des Lebens in Strausberg angesprochen. Person 25 (weiblich, 49 Jahre) sagt:

„*Ich würde mir wünschen, dass in Bezug auf Jugend natürlich mehr getan werden würde. Und zwar auch so gerade in Brennpunkten.*“

Bleiben und Gehen im Familien- und Bekanntenkreis

Es gibt sehr vielfältige Modelle des Bleibens bzw. des Zuzugs durch Konzentration der Familie:

„*Familiär sind eigentlich fast alle hier geblieben, haben glücklicherweise alle mehr oder weniger bescheidene Arbeit*“ (Person 18, weiblich, 28 Jahre).

„*Meine Familie hat schon immer in Strausberg gewohnt, seitdem wir 1979 oder '80 hergezogen sind. Ich denke, dass meine Familie oder meine Eltern speziell auch hier wohnen bleiben. Mein Bruder ist vor acht Jahren aus Strausberg ausgezogen, aber auch in die Umgebung, und vor ungefähr zehn, zwölf Jahren sind meine Oma und mein Opa aus ihrer Heimat auch nach Strausberg gezogen, auch aus familiären Gründen*“ (Person 12, weiblich, 27 Jahre).

Die Hoffnung auf familiäre Unterstützung bei der Kinderbetreuung spielt im Zusammenhang mit Zuzugsüberlegungen eine Rolle:

„*Ja, ich werde zum 1. Juni ans Amtsgericht nach Strausberg versetzt werden. Wohne zwar derzeit noch in Berlin. Ich und mein Lebenspartner denken aber schon sehr intensiv darüber nach, in doch absehbarer Zukunft, wenn ich dann wieder in Strausberg arbeiten werde, nach Strausberg zu ziehen. Insbesondere weil wir auch in naher Zukunft eine Familie gründen wollen und mit Kindern dann doch die Stadt verlassen werden und uns wieder in Richtung Kleinstadt mit mehr Grün orientieren wollen ...meine Eltern leben nach wie vor in Strausberg. Ich habe ein sehr enges Verhältnis zu meinen Eltern, und insofern, wenn wir dann tatsächlich ein Kind haben sollten, würde es doch einiges einfacher machen, wenn man die Familie in der Nähe weiß*“ (Person 6, weiblich, 27 Jahre).

Person 15 macht darauf aufmerksam, dass die Bindung an Häuser Migrationstendenzen abschwächt:

„Also ich kann nur sagen, entweder sie sind dann wirklich betroffen von Arbeitslosigkeit kurzzeitig und retten sich mit irgendwelchen Maßnahmen zeitlich begrenzt und hangeln sich über den Berg, weil sie gebunden sind an Wohnungen. In Rostock die Familien, da haben alle Häuser. Die sind auch nicht so mobil. Ist nicht. Da wird eher Arbeitslosigkeit in Kauf genommen oder halt irgendwelche Jobs. Andersrum, die Seite von meinem Mann. Da ist es eher, die leben in Wohnungen. Und da ist die Tendenz eher so gewesen, eine davon nach Hamburg gegangen zum Arbeiten und die andere ist jetzt in Stuttgart ... Also das war bei uns jetzt so, wer Wohnung hatte, ist gegangen. Und wer mit dem Haus - die sind immer noch da und dann eher die Konsequenz: ‚Dann muss ich mal mit weniger auskommen‘.“

Einige Personen betonen die Wichtigkeit des Arbeitsplatzes, wenn es um Bleiben oder Gehen geht:

„Es gibt Freunde, die, beruflich bedingt, sehr weit fahren müssen. Ins alte Bundesgebiet oder nach Berlin. Es ist je nach der beruflichen Gegebenheit unterschiedlich. Und es gibt Freunde, die direkt in Strausberg arbeiten und wohnen und somit gar keinen bzw. einen sehr kurzen Fahrweg haben. Wenn es einen Grund zum Wegziehen gibt, dann ist es vorrangig der des Arbeitsplatzes“ (Person 2, männlich, 31 Jahre).

„Im Bekanntenkreis habe ich zwei Leute, die in der Schweiz arbeiten. Neun Monate arbeiten sie dort. Sind drei Monate hier und dann wieder in der Schweiz. Weil sie hier nichts finden. Die eine ist Optikermeisterin für Kinderaugenoptik und findet keine Arbeit. Deshalb arbeitet sie in der Schweiz“ (Person 4, weiblich, 34 Jahre).

„Freunde sind einige weggegangen. Ingenieur für Kraftfahrzeugtechnik ist jetzt in der Entwicklung von Kugellagern in Erlangen oder bei Erlangen. Anderer ist auch in Bayern gewesen, ist jetzt wieder zurückgekommen. Arbeitet bei Continental in Berlin. Anderer ist Entwicklungshelfer und ist in Mali unterwegs. Andere sind in Mexiko. Sind so zerstreut“ (Person 18, weiblich, 28 Jahre).

„Mein Bruder ist arbeitslos und wohnt in Zossen. Hat dort ein Haus und will nicht weg. Meine jüngere Schwester ist gleich nach der Wende nach Süddeutschland in die Gastronomie. Sie hat dort Arbeit und eine Familie gegründet“ (Person 28, männlich, 54 Jahre).

Es ist aber nicht allein der Arbeitsplatz – auch Lehre und Studium haben bedeutsame Auswirkungen auf den Weggang besonders der jüngeren Generation:

„Wenn ich meine Schulklasse sehe, und das ist ja noch nicht so lange her, haben viele die Region verlassen“ (Person 3, weiblich, 22 Jahre).

„Also meine Familie befindet sich eigentlich in Strausberg, und zu Freunden kann ich sagen, dass viele nach dem Abitur Strausberg verlassen haben, weil sie studieren wollten in Berlin, weil sie Praktika im Ausland gemacht haben oder einfach woanders den Ausbildungsplatz gekriegt haben“ (Person 12, weiblich, 27 Jahre).

„Ich bin 1990 aus der Schule gekommen, und da sind ganz, ganz viele aus meiner alten Klasse - also es gibt vielleicht noch einen oder zwei, die im Ort noch wohnen; alle anderen sind weg. Haben 'ne Lehre irgendwo im Bundesgebiet gemacht. Wir haben auch nie wieder ein Klassentreffen mehr zusammengekriegt. Weiterhin ... weg ist meine beste Freundin. Die ist in die Schweiz gegangen, lebt jetzt in Holland, hat in der Schweiz ihren Partner kennen gelernt und lebt jetzt in Holland“ (Person 16, weiblich, 34 Jahre).

„Viele Kinder und Enkelkinder von Bekannten sind in den alten Bundesländern und sogar im Ausland“ (Person 27, weiblich, 79 Jahre).

Dies muss allerdings nicht so bleiben. Person 6 (weiblich, 27 Jahre) deutet an, wie und wann sich der Prozess des Wegzugs nur als temporär erweisen könnte:

„Also ich muss sagen, dass eigentlich im Verlauf der vergangenen Jahre nach und nach der Großteil der Freunde nach Berlin gezogen ist, besonders aufgrund des Studiums halt, weil viele nach dem Abitur studiert haben. Viele sind anfänglich wie ich gependelt und dann ... nach Berlin gezogen, um sicherlich ihren Lebensalltag besser unter den Hut zu bekommen. Viele haben neben dem Studium gearbeitet. Jetzt ist ein Großteil der Freunde und Bekannten mittlerweile fertig und haben zum großen Teil in Berlin eine Arbeitsstelle gefunden und leben nach wie vor noch in Berlin obwohl einige schon wieder, die eine Familie gegründet haben, in Richtung Strausberg und Umgebung gezogen sind.“

Manch einer ist nur halben Herzens geblieben:

„Ja, wie gesagt schon. Mein Mann und ich wollten schon zu Wendezeiten wieder nach Plauen. Aber damals haben mein Sohn und seine Familie uns davon abgehalten. Wenn man gewusst hätte, wie das hier alles kommt, wäre es fast das Beste gewesen. Dann noch mal nach dem Tod meines Mannes. Jetzt bleibe ich hier. Ich habe keine Kraft mehr. Ehrlich gesagt, bin ich hier nie richtig warm geworden. Vielleicht war und bin ich deshalb auch so oft krank“ (Person 27, weiblich, 79 Jahre).

„Nein. Ich werde hier aushalten und hoffe, dass ich kein Pflegefall werde. Ich wüsste auch gar nicht, wohin ich gehen sollte“ (Person 28, männlich, 54 Jahre).

Die Zukunft des Wohnortes in 20 Jahren

Es gibt in Strausberg ein differenziertes Meinungsspektrum. Die Äußerungen gehen von einem leichten Alterungsprozess aus. Gleichzeitig werden aber viele Menschen aus Berlin in die Region ziehen, darunter auch viele jüngere mit Kindern und zahlungskräftige Pensionäre. Es wird die Perspektive einer Schlafstadt Berlins entwickelt, die ruhiges Wohnen und viel Natur bietet.

„Eigentlich denke ich, dass die Altersstruktur in 20 Jahren doch nach wie vor deutlich ausgeglichen sein wird. Sicherlich wird es mehr ältere Leute als jetzt geben; die Tendenz ist sicherlich da. Aber ich habe jetzt schon das Gefühl, dass sich immer mehr jüngere Leute Richtung Strausberg und Umgebung orientieren, insbesondere jüngere Menschen mit Kindern, die vielleicht sogar teilweise aus Berlin stammen, aber nicht mit Ihren Familien in Berlin wohnen wollen und auf der Suche nach ein wenig Beschaulichkeit und Ruhe und Natur sind. Also denke ich doch schon, dass es

für viele Leute immer attraktiver wird, nach Strausberg zu ziehen“ (Person 6, weiblich, 27 Jahre).

„Dass die Stadt ausstirbt, kann ich mir nicht vorstellen. Ich glaube aber, dass sie vielleicht - dass in ein paar Jahren der Anteil an älteren Menschen in Strausberg noch mal wächst. Jüngere vielleicht nicht weniger werden, aber vielleicht gleich bleiben. Da wie gesagt, Berlin vor der Tür und alles eigentlich nah ist, und Strausberg, denke ich, wird noch wachsen, was soziale und kulturelle Einrichtungen anbetrifft, und vielleicht sogar noch attraktiver werden“ (Person 12, weiblich, 27 Jahre).

„Ich denke mal, aus dem Grund, dass sich Berlin immer mehr flächenmäßig vergrößert, wird das Randgebiet von Berlin, wo Strausberg auch dazu gehört, eine vorzügliche Wohngegend mit wenig Industrie und Gewerbe, bis auf die, die dort angesiedelt sind. Berlin wird als Hauptarbeitgeber wachsen. Es wird zunehmend mehr Pendler nach Berlin zur Arbeit und abends wieder nach Hause geben. Strausberg entwickelt sich zu einer Schlafstadt (Person 2, männlich, 31 Jahre).

„Es wird weiter viel gebaut werden. Noch mehr Berliner werden in die Umgebung hier ziehen. Berlin wird weiterhin Hauptarbeitgeber für die Region sein. Vieles wird so bleiben. Die Kosten und Preise werden steigen“ (Person 26, männlich, 64 Jahre).

In Bezug auf die Natur sehen einige in der Region sogar eine Brücke zur Oder-Region. Die Arbeitsstellen wird das nahe und gut erreichbare Berlin bereitstellen:

„Also wie gesagt, es wird sich so gestalten, dass in 20 Jahren die Bevölkerung älter sein wird, aber im Speckgürtel um Berlin vermutlich, wird die Attraktivität einfach durch die Nähe zu Berlin, zu 'ner Großstadt und hier die Attraktivität an Natur ... und ... die Nähe zum Oderbruch vielleicht auch - dass da doch viele hier bleiben oder dass es vielleicht noch mehr wird. Dass man sich in der Freizeit oder auch im Leben auf den Speckgürtel um Berlin und vielleicht noch ein bisschen weiter weg beschränkt und also zum Arbeiten immer nach Berlin fährt“ (Person 11, männlich, 28 Jahre).

Die Interviewpartner machen einen deutlichen Unterschied zwischen ihrer Region und den berlinfernen Gegenden (etwa an der Oder):

„Frage: Regionen vom Aussterben bedroht? Überalterung? Schlafstätten von Berlin?
Antwort: Ich denke, das tiefe Brandenburg ja: in Richtung Polen und so. Das nimmt ja auch zunehmend zu, dass da immer weniger Menschen leben werden oder leben können aufgrund der Arbeitssituation. Aber ich denke hier im Speckgürtel ist das nicht das Problem“ (Person 16, weiblich, 34 Jahre).

Zugleich werden Befürchtungen laut, dass zu starker Zuzug und zu starke Bautätigkeit die Attraktivität der eigenen Region – nämlich Grün und Ruhe – ruinieren könnten:

„Denke, da muss noch was getan werden und ich hoffe sehr, dass sich wirklich Neuenhagen nicht allzu viel von Berlin annimmt und so grün bleibt. Also ich weiß, als wir hergekommen sind, waren es knapp 14.900 ... Einwohner, und mittlerweile sind es über 17.000. Es wird eher mehr mit den ganzen Häusern so in den

Neubaugebieten, wo das Grün so langsam verloren geht“ (Person 15, weiblich, 39 Jahre).

„Hier im Speckgürtel glaube ich eher nicht, dass sie aussterben wird. Ich denke eher, ja, dass diese tollen Reihenhaussiedlungen die schönen Wälder und Wiesen zerstören werden und die Naherholung, die sehr schön und sehr wichtig ist, zerstört wird“ (Person 18, weiblich, 28 Jahre).

Die Zukunftsvisionen der Strausberger enthalten auch andere Aspekte, die generellere pessimistische Tendenzen enthalten. Die positiver getönten Erwartungen sind konkret, während die pessimistischeren generalistischer ausfallen. Arbeitslosigkeit und Abwanderung sieht Person 1 (männlich, 32 Jahre):

„Also wenn die Tendenz weiter so geht, wie ich es persönlich empfinde, wird es so sein, dass die Stadt dahingehend tendiert, dass die Arbeit immer weniger wird. Verlagerung in Richtung Berlin oder andere Ballungsgebiete. Viele Freunde, Bekannte, und auch von meinen Eltern Bekannte haben Arbeit außerhalb von Strausberg. Deshalb ist es schade zu sehen, dass die Region immer menschenleerer wird. Industrie oder andere Arbeitsmöglichkeiten sind nicht vorhanden“ (Person 1, männlich, 32 Jahre).

„Ich glaube wirklich, dass wir einer massiven inneren wie äußeren Armut entgegensteuern. Ich glaube trotzdem, dass aus einer bestimmten Kellersituation wieder so positive Tendenzen hervorgehen. Die Frage ist nur, ob ich davon noch profitieren werde? Ich glaube, nicht. Aber ich würde mir natürlich wirklich an vielen Stellen wünschen, dass also mit westlicher Offenheit Teile des östlichen Systems wieder auf die Schnelle übernommen werden“ (Person 25, weiblich, 49 Jahre).

„Es wird vieles so weiter gehen, wie bisher. Viel Neues, viel Unruhe, Gerüchte. Der Unterschied zwischen arm und reich wird größer werden“ (Person 27, weiblich, 79 Jahre).

„Es wird alles so weiter gehen. Die Mieten und die Preise werden weiter steigen. Arbeit wird immer weniger werden. Es wird immer mehr Alte und Kranke geben. Keine Kinder. Wir können ja doch nichts ändern oder beeinflussen. Darum gehe ich seit Jahren auch nicht mehr zur Wahl“ (Person 28, männlich, 54 Jahre).

Zusammenfassung

Das Leben in Strausberg wird von den Interviewteilnehmern übereinstimmend als eher angenehm bewertet. Dafür können wesentlich vier Attraktoren ausgemacht werden. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die **natürliche Umgebung** der Stadt mit ihren Wäldern und Seen. In Strausberg zu leben, wird gerade aus diesen Gründen als Privileg empfunden. Dies setzt allerdings die **Großstadtnähe** in ihrer vielfachen Funktion als Arbeitgeber, Dienstleister und kulturelles Zentrum voraus. Erst vor dem Hintergrund der Berliner Angebote wird die **Versorgungssituation** als positiv eingeschätzt. Dies betrifft die Konsummöglichkeiten, aber auch die medizinischen und sozialen Versorgungseinrichtungen. Dagegen wird die regionale Schulstruktur als attraktiv empfunden. In dieser Hinsicht ist die Stadt nicht auf Berlin angewiesen. Die Einbindung in das **Straßen- und Schienennetz des Großraums Berlin** ist von elementarer Wichtigkeit für die Einwohner Strausbergs und seiner Umgebung. Erst durch diese Infrastruktur wird die Berlinnähe für die Strausberger täglich erfahrbar. Andere regionale Zentren Brandenburgs rücken dadurch aber in die Ferne, da sie oft nicht direkt, sondern nur über den Umweg Berlin erreichbar sind.

Einerseits ist Strausberg durch seine Attraktivität ein Zuzugsgebiet. Andererseits gibt es auch Prozesse der Abwanderung, die oft durch Studium und Ausbildung hervorgerufen werden. Dabei handelt es sich um umkehrbare Prozesse. Dies belegen viele Interviewäußerungen. Die Attraktivität Strausbergs setzt vielfältige Arbeitsangebote Berlins voraus. Die Existenz dieser Angebote wird unreflektiert vorausgesetzt.

Unabhängig davon, ob sie die Zukunft optimistisch oder pessimistisch sehen, sind sich die Interviewteilnehmer über folgende Gegebenheiten einig:

- Berlin bietet Arbeitsplätze
- Berlin bietet Kultur
- Berlin bietet Zuzug
- Strausberg bietet Wohnqualität
- Strausberg bietet eine entwickelte Schulstruktur
- das Umland bietet Natur.

Vereinzelt werden Warnungen laut, dass sich diese als positiv empfundenen Prozesse umkehren könnten. Folgende Szenarien kommen infrage:

- Mieten und Preise erhöhen sich
- Umgebung wird zersiedelt
- Zuzug bedroht die Gemeinschaft.

Die aufbrechende soziale Schere, die zunehmende Arbeitslosigkeit und die wachsende Überalterung werden gelegentlich als Probleme genannt, die die Zukunft allgemein bestimmen werden.

Eisenhüttenstadt – ein Werk und seine Stadt

Das Zentrum Eisenhüttenstadts wurde zusammen mit dem Stahlwerk während der fünfziger Jahre zwischen vorhandenen Ortschaften aufgebaut. Hier sollte in Konkurrenz zu bereits bestehender Industrie (Glashüttenindustrie), aber auch anstelle wegfallender Erwerbsmöglichkeiten (Oderschiffahrt, Korbmacherei) ein neuer industrieller Knotenpunkt und, in Verbindung damit, eine rational durchgeplante, sich weitgehend selbstversorgende sozialistische Musterstadt erbaut werden. Die Menschen, die in großer Zahl in den fünfziger Jahren hierher kamen, suchten Arbeit, Wohnungen, eine bessere Versorgung, Kinderbetreuungseinrichtungen und oftmals auch neue, modernere Strukturen. Aus heutiger Perspektive erinnern sie sich an eine Stadt im Aufbau, eine junge Stadt, eine Stadt, die eine Lebensperspektive bot. Sie kamen aus dem gesamten DDR-Gebiet.

Die Stadt und ihre neuen Bewohner

Person 31 (männlich, 78 Jahre) kam aus Sachsen und beschreibt sowohl seine Entscheidung für die Stadt als auch die Modalitäten der Stadtgründung mit folgenden Worten:

„Also ich bin 1952 hierher ... zur damaligen Wohnstadt EKO – ... also nicht StalinStadt und nicht Eisenhüttenstadt, sondern Wohnstadt EKO – und zwar war ich in dem Jugendeinsatz vom Talsperrenbau im Erzgebirge in Sosa. Und als das zu Ende war – Dezember '51 war Richtfest – ist unser Jugendeinsatz, der Rest von den Jugendlichen, die meisten sind in ihre Heimatorte zurückgegangen ... und mich holte der ehemalige Einsatzleiter vom Talsperrenbau Sosa ... nach Fürstenberg ...und da sagt er: ‚Komm doch zu mir‘. Der war damals Leiter eines, wie wir das nannten, Lehrkombinats. Lehrkombinat heißt: praktische Ausbildung, Schule und Wohnheim, Internat - alles zusammen. Und da bin ich ... dann hierher gekommen im Sommer '52 und bin dann im ... Dezember '52 beim Eisenhüttenkombinat eingestellt worden für die Jugendarbeit. So, und so bin ich praktisch vor 55 Jahren hierher gekommen aus Sachsen. Eigentlich ist meine Heimatstadt Chemnitz ...'53 war die Namensgebung StalinStadt, und '61 wurden Fürstenberg und StalinStadt zu Eisenhüttenstadt zusammengeschlossen.“

Menschen wie dieser Interviewpartner gehören zur Gründergeneration. Zum Teil kamen sie auch kurz nach der Gründung:

„...ich bin seit '56 hier“, meint Person 34 (weiblich, 70 Jahre). Sie war Krankenschwester in Mecklenburg und ging, unzufrieden mit ihrer beruflichen Situation, nach StalinStadt, um im dortigen Kreiskrankenhaus die Schwesternausbildung mit aufzubauen. Sie schildert die Situation auf folgende Weise: *„...ich war ausgebildete Krankenschwester und konnte nun oder sollte nun – ob ich das konnte, war 'ne ganz andere Frage – sollte nun auch Krankenschwestern*

ausbilden. Aber ohne pädagogische Ausbildung. Die musste dann erst nachgeholt werden. Die gab es damals noch gar nicht.“

Person 37 (weiblich, 74 Jahre) kam als Lehrerin nach Eisenhüttenstadt:

„...mein Mann war dann an die ABF [Arbeiter- und Bauernfakultät] als Lehrer zurückgegangen. Und weil die ja aufhörten, musste er als der zuletzt gekommene, der jüngste sich 'ne neue Arbeit suchen. Ja, und damals war Eisenhüttenstadt in aller Munde. Und da haben wir gesagt: ‚Wir müssen uns verändern‘ ...ich hatte in Potsdam 'ne Stelle an der Schule; er musste sich aber 'ne neue Arbeit suchen; da haben wir gesagt: ‚Warum wollen wir nicht nach Eisenhüttenstadt gehen‘ ... 'ne neue Stadt und sozialistische ... was man dann so überdenkt. Viele Leute sind ja hergekommen, weil sie hier schneller 'ne Wohnung kriegten, so was; das waren keine Gründe für uns. Wir mussten uns verändern; da haben wir gesagt: ‚Dann gehen wir mal dahin, wo, naja, wo 'n Brennpunkt ist‘. Wir sind hier 1962 nach Eisenhüttenstadt gekommen, Sommer '62, zwei Kinder an der Hand schon; das dritte war unterwegs. Und dann haben wir hier beide angefangen. Wir hatten 'ne schöne Wohnung. Haben hier die drei Kinder groß gezogen ... Wissen Sie ... ich hatte nicht mal das Abi in der Tasche, als ich ein Kind im Bauch hatte. Ja, das ging alles problemlos. Das lief alles problemlos. Wir hatten einen Kindergarten-, Kinderkrippenplatz in Potsdam; wir hatten einen Kindergartenplatz. Schwierig wurd's dann mit dem zweiten Kind. In Potsdam fing die Bautätigkeit auch relativ spät an. Und den Jungen konnte ich da nicht unterbringen. Und das war übrigens auch ein Grund dafür, dass wir hier nach Eisenhüttenstadt gegangen sind. Weil ich den Jungen nicht untergebracht – der war zwei und musste betreut werden ... Aber das ging alles – man hatte ja viel mehr Unterstützung von der Gemeinschaft, von der Gesellschaft, vom Staat und weiß ich was alles. Und als wir dann nach Hüttenstadt gekommen sind hier, da hatte ich dann gleich für ihn auch einen Krippenplatz – er war ja noch ein Krippenkind ... Und dann ist ja die dritte noch hinterhergetrudelt. Die Große ging schon in die Schule – und er dann in die Krippe noch, und dann kam das dritte Kind, und da hatte ich auch gleich einen Krippenplatz.“

Diese Interviewpartnerin schildert auch die beginnende Abhängigkeit der Stadt samt Umland von der Stahlindustrie, die auch mit den Eingriffen in die Wirtschaftsstruktur der Region Fürstenberg (heute Ortsteil von Eisenhüttenstadt) durch Krieg und Nachkriegszeit zu tun hat:

„...die Fürstenberger haben ja selbst nach dem Krieg zu dem Strohalm EKO gegriffen. Gut, da war auch ein Betrieb im Zusammenhang mit dem EKO zugemacht worden ... Fürstenberg hat gelebt von der Schifffahrt, von der Glashütte und von der Korbmacherei ... die Schifffahrt lag am Boden, weil die Oder Grenzfluss wurde. Der ganze Transport von Schlesien über die Oder und hier durch den Oder-Spree-Kanal ... nach Berlin entfiel. Und da war nun praktisch dieser Wirtschaftszweig – war hinüber. Ja – Korbmacherei? Korbmacher: Das ist ein Handwerk; das trägt nicht soviel Leute, obwohl hier relativ viel waren. Ja, und die Glashütte? Ne, die Glashütte, die hatte natürlich auch Schwierigkeiten nach dem Krieg. Die ist dann wohl auch zum Teil zugemacht worden, um die Arbeitskräfte alle ans EKO zu ziehen, na sagen wir mal so ... Das war schon zu DDR-Zeiten nicht einfach. Das weiß ich als Lehrer und als Mutter. Zum Beispiel für Mädchen. Das EKO ... bot ja viel Arbeitsplätze. Aber wer nicht gerade an Technik interessiert war, der sah da – ein paar Laborantinnen ... Das ist nie so einfach gewesen. Ich ... hab ja auch zwei Töchter. Und die eine, die hat

das Abi gemacht und ist dann zum Studium gegangen. Die war ja also – die jüngere, die ist – hat Zehnte-Klasse-Abschluss gemacht. Ja was nun? Die interessierte sich ... für keinen Beruf da.“

Andererseits bemühte sich die DDR, eine Stadt aufzubauen, die ihre Bewohner und die des Umlandes selbst versorgen konnte, eine Stadt auch, die ihren Bewohnern eine moderne Struktur bot, ganz auf die Erfordernisse des Arbeitsalltags eingestellt.

Person 63 (männlich, 53 Jahre) macht darauf aufmerksam:

„Naja, es war ja nicht bloß ein Werk ...diese Stadt an sich war ja wirklich logisch aufgebaut. ...sie war unabhängig. Man hätte hier 'ne große Mauer rumbauen können; wir brauchten niemanden. Wir hatten die eigenen Bauern hier rundherum, nicht; wir hatten 'n Milchwerk, 'n großes Milchwerk, wo wir noch andere versorgen mit konnten; wir hatten 'ne große Großbäckerei, wo alles wirtschaftlich hergestellt wurde.“

Person 37 (weiblich, 74 Jahre) schwärmt:

„Und die Innenhöfe. Das ist so ein idealer Lebensraum hier! Die Stadt ist ja mal entstanden nach ... 'nem ... Städtebauprojekt, das mal in Griechenland beschlossen wurde – wie am besten so 'ne Wohnstadt aussieht... .“

Die Interviewpartner der folgenden Generationen wurden zum Teil schon in Eisenhüttenstadt geboren oder kamen mit ihren Eltern in die Stadt. Sie hatten von ihren Eltern oft ein recht starkes Heimat- und Identitätsgefühl vermittelt bekommen. Zudem erschien ihnen Eisenhüttenstadt wegen des Arbeits- und Wohnungsangebots als attraktiv. So kehrten sie nach der Ausbildung zurück.

Person 33 (männlich, 58 Jahre) erzählt:

„Also ich bin eigentlich, wenn man so will, ein Kind von Eisenhüttenstadt, mit vier Jahren mit meinen Eltern 1952 hierher gekommen ... Und bin hier richtig groß geworden. Bin hier zur Schule gegangen, Abitur gemacht, dann – ich hatte noch das Glück damals, Abitur mit Berufsausbildung, hab Elektromonteur gelernt, war dann drei Jahre bei der Armee in Strausberg und habe danach in der Forschung im EKO angefangen ... Ja, hab dort einige Jahre gearbeitet und hab dann meinen Wunsch mir erfüllt, in der Kultur zu arbeiten. Ich hab dann später die zentrale Kulturschule in Leipzig noch besucht, habe dann an der Humboldt-Universität studiert, aber das schon berufsbegleitend, wie man das heute sagen würde. War im EKO dann Leiter dieses großen damaligen Volkskunstensembles ... Ich komme ursprünglich von ... Erfurt unten die Ecke.“

Person 35 (männlich, 46 Jahre) sagt hingegen:

„Mein Vater kam aus Sachsen, da Oschatz die Gegend, meine Mutter damals von Kamenz ... Ich bin hier geboren 1961 ... Seitdem hier alles durchlaufen: von Kindergarten, Schule, Berufsausbildung bis zu Ende ... die üblichen Abläufe. Armeezeit und Studium dann in Freiberg, aber immer schon in Verbindung mit – wie das eben so war; EKO war der größte Arbeitgeber damals mit über 12.000 Beschäftigten; es war naheliegend, dass ich auch dort anfange. Mein Vater hat dort

gearbeitet, und ich muss sagen, ich hab mir nie darüber Gedanken gemacht. Es war immer klar: ich will eigentlich hier bleiben; also fängt man bei EKO an zu arbeiten.“

Person 58 (männlich, 66 Jahre) gibt zu Protokoll:

„Ich bin also '41 geboren in Schlesien damals, in Neusalz bei Breslau; das heißt heute Nova Sole. Wir sind '44, im Frühjahr ... zwangsevakuiert worden – heimgeholt ins Reich ... unter Anrücken der Roten Armee. Und da ist also meine Mutter mit noch zwei Brüdern unter sehr, sehr strapaziösen Umständen also hier – sagen wir mal in Leipzig gelandet schließlich, bei ihrer Schwester. Da sind wir also erst mal untergekommen. Und dann haben meine Eltern mehrere Jahre in Zwochau, einem Dorf bei Leipzig gearbeitet, und wir haben da auch notdürftig gewohnt. Und dann ist mein Vater, der war Elektriker, kurzzeitig in Aue gewesen. Und dann, als hier das EKO gebaut wurde und auch Wohnungen gebaut wurden, sind wir dann hierher gezogen ... Da war ich in der siebenten Klasse ... '54/ '55 ... Und da hab ich also hier, sagen wir mal, das Aufblühen der Stadt miterlebt. Es war ja – hier wurde also Arbeit angeboten; die Arbeit wurde gut bezahlt. Die Versorgung der Bevölkerung war überdurchschnittlich. Und vor allem die Wohnungen, die waren natürlich attraktiv ... Und uns hat die Stadt ja sehr gefallen. Sie ist ja so großräumig angelegt. Die Hauptstraße – Straße der Republik – die war ja zweispurig – großen Mittelstreifen, links und rechts große Bürgersteige, große Rasenflächen und dann erst die Wohnblöcke. Schöne große Innenhöfe mit wunderbaren Spielplätzen ... Also es war schon eine sozialistische Stadt. Ja, die war es. Wir waren also sehr davon angetan, und wir waren überzeugt: das ist ein guter Weg, der hier in der DDR eingeschlagen wird.“

Dieser Optimismus wurde von einer Attraktivität der sozialen Bedingungen getragen, der in einzelnen Fällen auch über die innerdeutsche Grenze ausstrahlte. Person 66 (weiblich, 52 Jahre) erinnert sich:

„Geboren bin ich in Oberhausen. Meine Eltern kamen '55 hier rüber ... Das soziale. Um diese Zeit, '55, war eben hier – eben alles – für die eben alles besser als wie da im Kapitalismus. Da – Frau und drei Kinder. War ja gar nicht dran zu denken: die hätten lieber eine Frau mit drei Katzen genommen als 'ne Frau mit drei Kindern. Keine Wohnung ... gar nichts oder so. Und hier war eben alles anders. Und als Frau arbeiten, Krippenplätze, Kindergarten – war für alles soziale eben gesorgt. Da haben meine Eltern beide gearbeitet und dann war alles gut.“

Andere Interviewpartner entschieden sich nach der Aufbauphase, in den 1970er Jahren zum Zuzug. Sie kamen aus den verschiedensten sozialen Lagen. Die Vielfalt ihrer Entschlüsse zeigt, dass Eisenhüttenstadt inzwischen eine ganz normale Stadt geworden war, in die zu ziehen man nach ganz normalen Kriterien erwog bzw. gezwungen war.

Person 36 (weiblich, 67 Jahre) erinnert ihren Entschluss folgendermaßen:

„Ich bin hergekommen 1974, nach einer Ehescheidung, mit meinen beiden Kindern. Meine Tochter ist '62 geboren und mein Sohn '65. Und ich war vorher in Rangsdorf tätig. Hab dort auch – wir haben dort ein Haus gehabt. Und weil ich ... mit einer Klasse aus Berlin mal hier ... war, hab ich mir hier die Stadt ausgesucht, wo ich also

Arbeit habe, Wohnung habe und eine schöne Umgebung. Und das hat sich als sehr positiv gezeigt.“

Für Person 32 (weiblich, 48 Jahre) ergab sich die Entscheidung durch ihre nahe gelegene Ausbildung:

„...aufgewachsen bin ich in Angermünde bzw. in Schwedt. Und ich hab dann in Neuzelle studiert; das war das IFL – Institut für Lehrerbildung. Und als ich das erste Mal in Eisenhüttenstadt war, hab ich meinen Mann kennen gelernt, und deshalb bin ich hier geblieben. Das war also - ich bin seit 1978 hier.“

Ganz anders stellte sich für Person 52 (männlich, 55 Jahre) die Situation dar:

„Ich bin damals hierher gezogen ... zu DDR-Zeiten noch ...wo ich hergekommen bin, hab ich auch gedacht: ‚Wo bist denn hier gelandet?‘ ... Ich komme von Saßnitz. Von Saßnitz bin ich hergekommen, weil meine Eltern – mein Vater hat hier ’ne Schwester gehabt, und deswegen ist er hierher gezogen ... Und weil ich noch nicht volljährig war, musste ich ja mit und so. Und ich kenne das ja nicht so, wie, naja, wie soll man sagen: die Leute sind so eigensüchtig, wissen Sie – Berliner, Städte, ist immer unterschiedlich, wie die Leute so sind. Und da bin ich mit nicht klar gekommen mit den Leuten ... Nee, von Anfang an nicht. Auch schon so mit der Sprache und dies und jenes ... Und da, wo ich herkomme, da war’s nämlich so gewesen, wenn Du zum Nachbar gegangen bist: ‚Mensch, kannst mir mal ’ne Schippe leihen?‘ Dann: ‚Ja, geh in den Stall; hol sie Dir raus. Wenn Du sie nicht mehr brauchst, bringst sie wieder und dann ist gut‘. Und so was ist hier eigentlich nicht. Hier sind sie – wie soll man sagen – es sind Ich-Menschen. Ich-Menschen sind das.“

Leben in der Stadt heute

Heute ist das Leben in der Stadt von einer Vielzahl von Faktoren geprägt. Die meisten davon werden gegenüber früher als radikal verändert wahrgenommen. Der Gesamteindruck einer blühenden, jungen, im Aufbau befindlichen Stadt hat sich in sein Gegenteil verkehrt. Es wird fast durchgängig jedoch auch verhaltener Optimismus laut, der von einem immer noch beträchtlichen Lokalpatriotismus herrührt. Dabei kann Wunschdenken nicht immer vermieden werden. Zwar rettet der Stahlboom die Stadt vorerst; ihre Abhängigkeit von der Stahlindustrie hat sich jedoch dramatisch verschärft. Die Sichtweise auf die bestehende Situation wird deutlich durch den sozialen Status, das Alter und das Geschlecht der Interviewpartner moderiert. Auch wird deutlich, dass Eisenhüttenstadt doch nie so recht eine „ganz normale“ Stadt wurde.

Person 61 (männlich, 66 Jahre) schätzt, wirtschaftliche Entwicklung und Alltagskultur zusammenfassend, ein:

„Also ich sehe das so, dass die Entwicklung genauso zurückgegangen ist wie die Bevölkerungszahl von Eisenhüttenstadt. Das heißt, es spielt sich hier alles mehr oder weniger mit Krampf ab. Es ist keine richtige Freude da. So würde ich das mal einschätzen ...ich würd’ schon denken, dass das ’ne Mentalitätsfrage hier ist ...wenn ich schon mal das Stadtzentrum mir ansehe und den Leerstand von Wohnungen, den Leerstand von Geschäften, das Interesse, kulturelle Veranstaltungen zu besuchen, obwohl teilweise gute Angebote da sind. Da sag ich: Das sieht relativ

traurig aus, wenn ich das mit anderen historisch gewachsenen Städten vergleiche. Und da – das ist alles irgendwie bisschen verkrampft, und das hemmt auch die ganze weitere Entwicklung.“

Person 34 (weiblich, 70 Jahre) sieht dagegen ganz den Kontrast zu früheren Zeiten. Sie sagt über die Situation ihrer Stadt:

„Also ich empfinde sie als chaotisch und im Abbau befindlich. Weil – wahrscheinlich weil ich den Aufbau der Stadt so intensiv miterlebt hab. Wir haben ja selber Ziegel gefertigt, um unsere Schule aufzubauen. Die Baracken konnten ja nicht bleiben, nicht; das ging ja nicht.“

Doch sollen nun die einzelnen Indikatoren für die Lebenszufriedenheit der Eisenhüttenstädter Bürger sukzessiv beschrieben und exemplarisch belegt werden.

Die Versorgungssituation

Die Versorgungssituation heute wird von den meisten Interviewpartnern als ausreichend eingeschätzt, nicht zuletzt der Mobilität der sozial besser gestellten und der erzwungenen Anspruchslosigkeit der schlechter gestellten wegen. Jedoch herrscht – gerade bei älteren Bürgern – übereinstimmend Verständnislosigkeit bezüglich der für die Einwohner ungünstigen Verteilung von Einkaufsmöglichkeiten und der mangelnden Koordinierungskompetenz der Kommunalpolitik. Dies sei stellvertretend durch die Äußerung von Person 37 (weiblich, 74 Jahre) veranschaulicht:

„...die Stadtverordnetenversammlung, die hatte nicht mal die Möglichkeit zu sagen, also: ‚Hier bauen wir jetzt ‚ne Kaufhalle‘, weil das – ja – sich auf materiellem Wege einrichtet. Da ist im fünften Wohnkomplex – das ist auch so ‚n Gebiet, das besiedelt wurde, als wir herkamen, in der ersten Hälfte der sechziger Jahre ... da wohnen auch vorwiegend alte Leute - tja, da gibt’s keine Kaufhalle. Aber hier auf der Karl-Marx-Straße stehen drei nebeneinander, ja. Und die Stadtverordnetenversammlung ... hat keine Möglichkeit zu sagen: ‚Nee gibt’s nicht!‘.“

Insgesamt aber ist die Versorgungssituation sehr gut. Mancher empfindet sie sogar als für die Stadtgröße weit über dem zu Erwartenden. Person 35 (männlich, 46 Jahre) sagt:

„Fakt ist: Eisenhüttenstadt hat eigentlich ... diese Einkaufsmöglichkeiten für den täglichen Bedarf viel zu viel ... was wir hier an Supermärkten haben, ist erstaunlich, und ich staune auch immer, dass die sich eigentlich alle noch halten können. Ich versteh’s, ehrlich gesagt, nicht. Aber diese großen Einkaufstempel, die wir haben, die – wie gesagt, die Einwohnerzahl hat sich ja von etwa 53.000 auf – also über 30% reduziert, und die Einkaufsmöglichkeiten sind sogar noch gewachsen. Wie gesagt, und zwischenzeitlich ist noch, ALDI und PLUS, und wie sie alle heißen, gebaut worden, wo ich mich frage: Von was leben die eigentlich?“

Ärzte und medizinische Einrichtungen

Eine überalterte, schrumpfende Stadt in einer strukturschwachen Region – hier gibt es natürlich beginnende Engpässe. Der Bedarf an Ärzten ist naturgemäß hoch. Diese

sind selbst oft schon nahe der Altersgrenze. Und für die jungen Ärzte scheint die Stadt doch nicht attraktiv genug zu sein. Ein Mangel an Ärzten besteht zum Teil schon; zum Teil kündigt er sich an. Andererseits hat die Stadt Anstrengungen unternommen, ihr Krankenhaus zu sanieren und zu modernisieren.

Vor allem Fachärztemangel beklagt Person 31 (männlich, 78 Jahre):

„Da gibt’s Engpässe. Also bei den Allgemeinmedizinerinnen geht es noch. Da sind zwar auch die Wartezimmer mitunter voll, aber bei Spezialisten ist es schlimm. Das betrifft sowohl die Frauenärzte, damit hab ich zwar nichts direkt selber zu tun, aber Augenarzt zum Beispiel, da haben wir bloß zwei da, und da sind lange Wartezeiten. Und wenn man jetzt kommt mit ’ner Überweisung, dann kriegt man frühestens im nächsten Quartal, wenn nicht gar erst im nächsten halben Jahr ’n Termin. Das ist bei den Augenärzten. Ähnlich ist es bei den Orthopäden. Ja, also das ist dünn. Aber noch lange nicht so schlimm, wie auf den Dörfern.“

Aus größerer Distanz sagt Person 32 (weiblich, 48 Jahre):

„Also Fachärzte, denk ich, ist schon schwierig. Ich brauch, Gott sei Dank, noch keinen, aber man hört das ja immer so, also fahren viele denn auch schon nach Frankfurt oder woandershin. Also ich denke, das wird immer schwieriger.“

Auch Person 51 (weiblich, 48 Jahre) betont die Angewiesenheit auf medizinische Angebote außerhalb:

„Naja, können Sie vergessen. Na, ich meine, mit Ärzten – im Moment bin ich nicht schwer krank, also dass ich jetzt unbedingt einen Arzt brauche. Ich geh mal zu ’ner normalen Reihenuntersuchung oder zum Zahnarzt ... Aber wenn mal was schwereres ist, muss man außerhalb fahren.“

Person 37 (weiblich, 74 Jahre) äußert ihr Unverständnis über Abwanderung von Ärzten aus der Stadt:

„...generell fehlen hier Ärzte, ja. Bestimmte Fachärzte fehlen bzw. sind sehr rar gesät. Ich ... hab mich gerade innerlich wieder darüber geärgert und auch laut geäußert meiner Ärztin gegenüber, dass Ärzte hier weggehen, obwohl sie schon dünn gesät sind. Wir haben hier zwei Internisten gehabt, die hatten ’ne Gemeinschaftspraxis, weil der eine – na ja, vielleicht hat er einen besseren Start gehabt, mehr Geräte gehabt – das haben sie gemeinsam genutzt. Das ist ja auch vernünftig. Ja, die sind aber auch beide gemeinsam nach Frankfurt gegangen. Ja, jetzt brauchte ich ’ne Untersuchung. ‚Ja‘, sagt meine Hausärztin ... ‚Sie müssen zu Dr. ...‘. Ich sag: ‚Was, ich soll hinterher fahren? Nee‘, sag ich, ‚da hab ich gar keine Lust zu. Was lässt der seine Patienten hier alle sitzen?‘. ‚Naja, das ist ... wir müssen ja‘. Na, na klar muss man das runterschlucken und sagen, naja, bin ich natürlich doch hingefahren. Was soll ich denn auch machen? Wenn sie mir sagt: ‚Es gibt keinen hier‘.“

Person 34 (weiblich, 70 Jahre) bestätigt:

„Die Ärzte bleiben lieber in Berlin arbeitslos als kommen nach Eisenhüttenstadt oder in die Umgebung, weil hier nichts los ist.“

Person 36 (weiblich, 67 Jahre) verallgemeinert:

„Naja, also das ist natürlich 'ne Sache, dass viele junge Ärzte woanders hingehen, weil sie da mehr verdienen. Wir haben schon ältere Ärzte, die eigentlich aufhören wollen, aber noch keinen Nachfolger haben. Kenn ich persönlich einige.“

Dies bestätigt Person 65 (weiblich, 42 Jahre) aus familiärer Erfahrung:

„Genau, meine Schwester, die war auch in der ... Schulzeit hier in Eisenhüttenstadt. Und hat dann aber in Berlin studiert. Und ist Ärztin und wollte gern in Berlin bleiben, hat dann da aber ... keinen Arbeitsplatz bekommen und ist dann ... nach England gezogen. Und ist seit 1994 da und ist auch da geblieben. Und wollte nie wieder nach Eisenhüttenstadt. Also das kam auf gar keinen Fall infrage. Meine Mutter ... hatte hier 'ne Praxis ... unsere Mutter hätte sich sehr gefreut, wenn sie die übernommen hätte. Aber führte kein Weg rein. Also es wäre alles so – dieses provinzielle in ihren Augen – ist zu extrem. Nicht auszuhalten.“

Auf ein weiteres gravierendes Problem für eine alternde Stadt weist Person 61 (männlich, 66 Jahre) hin. Er schildert es am Beispiel der Augenheilkunde:

„Na, es gibt zwei Ärzte. Einer war ... über sechzig... Und die andere müsste Ende fünfzig sein. Und ein dritter Arzt, der wohl, bevor er ausgeschieden ist, nur Stunden beschäftigt war ... ist ausgeschieden. Die Stelle, die jetzt frei wurde, ist keine volle – laut Statistik. Und da hab ich irgendwie kein Verständnis, dass man da nur nach Einwohnerzahl geht und nicht nach der Bedürftigkeit, nach dem Alter. Und da wurde gesagt: ‚Ja, entweder ist jemand halbtags da als Arzt oder wir können die Stelle nicht besetzen‘ – und so ist es.“

Zwiespältig ist die Position der Eisenhüttenstädter zu ihrem Krankenhaus. Person 58 (männlich, 66 Jahre) zeigt sich begeistert:

„Das ist auch alles saniert und erneuert und modernisiert. Und ich hab jetzt gerade mit 'ner Kollegin telephonierte. Die hat sich operieren lassen, und die war ganz angetan von unserem Krankenhaus in Eisenhüttenstadt.“

Person 35 (männlich, 46 Jahre) macht deutlich, wie politische Entscheidungen auf der Basis statistischer Kennzahlen empfunden werden:

„Und der Kampf geht natürlich dort auch weiter um die Bettenanzahl ... das beste Beispiel ist ... die Entbindungsstation. Da gibt's eben 'ne Klausel: so und so viele Geburten müssen sein. Ja, wenn aber nun mal keine Leute mehr hier sind, junge Leute, die Kinder kriegen, was soll nun passieren? So, da kann man ja nicht nur anhand dieser Zahlen – das ist ja ein Problem: Flächenland Brandenburg – alle Schulen oder Kindertagesstätten oder das Krankenhaus schließen, nur weil bestimmte Zahlen, die bundesdeutsch im Durchschnitt sind – Ja, wo soll das nächste Krankenhaus denn sein? In Frankfurt oder - - Das sind nun mal – wenn's privat ist oder wie auch immer, wenn die ihre Zahlen haben wollen und gucken, dann wird es zugemacht. Und an die Leute denkt man – noch, wie gesagt, geht's gut. Wir kämpfen ja auch darum; die Stadt bemüht sich ja auch. Aber man weiß immer nicht, wie lange man das halten kann.“

Person 34 (weiblich, 70 Jahre) spricht das Problem des Arbeitskräftemangels im Krankenhaus und damit verbundene Arbeitsmigration aus Polen an:

„...aber wenn ich jetzt wieder ... hergehen würde und würde denken, da sind viele neue Ärzte und viele aus dem polnischen Gebiet, und ich könnte mich mit denen ja gar nicht verständigen. Und die brauchen einen Dolmetscher, um zu wissen, was mit mir los ist: da mach ich schon ein paar Abstriche, nicht, würde ich mal denken. Ich will denen nichts unterstellen, diesen Leuten, aber die Vertrauensbasis ist verringert.“

Mangelndes Vertrauen in das örtliche Krankenhaus zeigen auch die Äußerungen eines weiteren Interviewpartners. Person 63 (männlich, 53 Jahre) sagt:

„...im Krankenhaus findet auch 'n großer Umbau statt. Es wurde Personal reduziert; es ist 'ne sehr große Unruhe da drin, was ich auch von Leuten weiß, die ich persönlich kenne, die da angestellt sind. Und ich würde auch 'n bisschen heutzutage sagen, dass ich Angst habe, dass ich – wenn ich da rein müsste und mich operieren lassen müsste. ...weil es sehr rigide da zugeht. Nicht, das Geld regiert und nicht der Dienst am Menschen.“

Person 35 (männlich, 46 Jahre) betont die neue Spezialisierung des Krankenhauses und deutet einen Zusammenhang mit der mentalen Gesundheit der Einwohner an:

„Bekannterweise im Ausbau befindet sich die Psychiatrie und solche Stationen. Das boomt also in Eisenhüttenstadt; da scheinen wir jetzt inzwischen Spezialist zu sein. Die Abteilung wurde vergrößert. Wir haben sogar eine Filiale in Beeskow usw. ja, sagt auch einiges aus.“

Kulturelles Leben

Insgesamt zeigen sich die Eisenhüttenstädter recht zufrieden mit den kulturellen Angeboten und den – wenn auch oft unter erschwerten Bedingungen – fortexistierenden Eigenaktivitäten. Gerade diese werden aber von der überwiegenden Mehrzahl der Interviewpartner als echte Bereicherung des städtischen Lebens empfunden. Person 32 (weiblich, 48 Jahre) sagt, beide Aspekte des kulturellen Lebens zusammenfassend:

„Naja, wir haben eigentlich noch 'ne Reihe von Kultursachen. Ich meine, im Moment wird das Friedrich-Wolff-Theater – das ist kein Theater, ist eigentlich so 'n Mehrzweckhaus, ich glaube in Seelow ist ein ganz ähnliches – das wird jetzt gerade von innen saniert. Von außen ist es schon sehr schön; von innen wird's saniert, also so, dass man auch flexibel bestuhlen kann und so. Wir haben 'ne Reihe von Sportvereinen, 'ne Reihe von Tanzvereinen. Wir haben noch das Kulturzentrum. Wir haben so 'n bisschen Kleinkunst, also im Marchwitza oben in den Diehloer Bergen. Es ist schon noch 'n bisschen was. Und in der Umgebung ja auch. In Frankfurt ist ja auch was los. Ist ja keine Entfernung, nicht wirklich. Oder Neuzelle bietet ja auch tolle Sachen an. Also ich denke, es ist schon, wenn man mal was machen will, ist schon noch was.“

Aus der Perspektive eines kulturell aktiven Rentners bedauert Person 31 (männlich, 78 Jahre):

„Na, es ist bedauerlich, dass durch 'ne unerklärliche Logik oder keine Logik solche Dinge passieren, dass Schulen, Bildungseinrichtungen nicht von der Stadt, sondern vom Landkreis plötzlich verwaltet werden und uns dann: den Sportlern oder den kulturellen Vereinen dann die Benutzung der Räumlichkeiten, wenn nicht verboten sondern erschwert wird.“

Den Vergleich mit der DDR-Zeit ziehend, äußert Person 35 (männlich, 46 Jahre):

„Das kulturelle Angebot war damals eigentlich gut und ausreichend. Wollte man mal ins Theater, und so oft war das nicht, da konnte man nach Berlin fahren; das war alles kein Problem. Die Entwicklung ist sicherlich jetzt etwas negativer. Hier und da wird doch etwas gestrichen und geschlossen ... Aber, wie gesagt, es ist nicht so, dass hier gar nichts mehr los ist. Aber, ich muss sagen, es liegt auch immer ein bisschen an jedem selber. Ja, will man denn was vor die Nase gesetzt bekommen oder will man selber mal aktiv werden.“

Person 64 (männlich, 41 Jahre) ist bezüglich der Entwicklung optimistischer, betont aber den sozialen Aspekt. Zunehmend ist es eine Frage des Geldes, ob man in Eisenhüttenstadt Kultur wahrnehmen kann oder nicht. Entwicklungen zielen darauf, die Stadt attraktiver für qualifiziertes Fachpersonal zu machen.

„Also es ist schon so, dass, wenn du Geld hast hier – also Arbeit hast, die relativ gut bezahlt ist, kannst du schon auch schöne Sachen hier machen. Also da sind die auch bemüht, sag ich mal, die Stadtoberen, den Leuten, die hier arbeiten, auch was anzubieten ... Also das ist auch so, dass die Probleme kriegen mit richtigem Fachpersonal ... Gleichzeitig ist es so, dass diese ... Sportförderung oder kulturelle Einrichtungen – dass sie da massiv Gelder streichen ... Die können entweder die Beiträge dann anheben, die Mitgliedsbeiträge. Und das kann sich aber auch nur einer leisten wieder, der Arbeit hat.“

Natürliche Umwelt

Über die natürliche Umwelt äußern sich die Bewohner Eisenhüttenstadts einstimmig positiv. Sie stellt eindeutig einen bindenden Faktor dar – man lebt auch deshalb gerne in der Stadt, weil diese landschaftlich schön gelegen ist. Person 35 (männlich, 46 Jahre) sagt stellvertretend für viele:

„Wir haben sehr viel Grün. Das heißt, man ist sehr schnell draußen im Grünen; wie gesagt, als Kinder haben wir auch sehr viel gespielt. Die Stadt hat 'ne Größe, die für mich angenehm ist. Ich brauch keine große Stadt.“

Für Person 65 (weiblich, 42 Jahre) ist es auch seit Kindertagen selbstverständlich, in einer schönen Umgebung zu wohnen:

„...ich hab 'ne Freundin, 'ne ganz lange Freundin schon, die ... kommt aus Wolfen. Das war 'n Kulturschock. Als ich das erste Mal da war als Teenager, da hab ich gedacht: ‚Oh Gott! Hier kann man wohnen? Das kann ich mir gar nicht vorstellen‘. Und ich habe vorher aber nie verstanden, wenn sie eben hier hoch gekommen ist, dass sie immer – sie war immer total begeistert; wir konnten uns die Seen aussuchen, an denen wir baden gehen können oder... Und ich dachte immer: ‚He? Was hat sie jetzt eigentlich?‘“

Die Wohnungssituation

Im Zusammenhang mit der natürlichen Umwelt steht ein Teil der Wohnungssituation. Viele Eisenhüttenstädter haben nicht nur Gärten, sondern haben die Gelegenheit genutzt, im Umland Häuser zu bauen. Das hat für die Stadt auch Verluste gebracht. Person 35 (männlich, 46 Jahre):

„Also der Teil, den Eisenhüttenstadt verloren hat, ist ja nicht gänzlich weggezogen, sondern es sind viele ins Umland gegangen ... wo ich sage: die Stadt hat einfach bestimmte Sachen verschlafen, denen eine Perspektive zu geben. Das heißt, die Wohnsituation, die war sicherlich schlecht. Die Wohnungen waren alle sanierungsbedürftig. Und wie es eben so war: Es gab Verlierer und Gewinner. Da gibt's viele, die ordentlich Arbeit haben, die ordentlich Geld haben – haben gesagt: ‚Ich will 'ne ordentliche Wohnung'. Die konnte die Stadt nicht bieten. Also sind sie aufs Land gegangen, haben ein Haus gebaut. Also – obwohl die Stadt selber genug Flächen hat, und es hat einfach zu lange gedauert, denen was anzubieten ... aber jetzt haben sie natürlich Schwierigkeiten. Diese Gebiete, wo sie Eigenheime bauen können ... das ist eigentlich schon vorbei. Die Leute sind eigentlich schon weg.“

Zum Teil ist bei den Interviewpartnern Traurigkeit zu bemerken, wenn es um den Abriss von Wohnhäusern geht. Damit sind auch Überlegungen zur Wohnqualität und zur Notwendigkeit des Abrisses verbunden. Aber es gibt auch Verständnis. Deutlich wird: die Identität der Stadt fußt auf den „Stalinbauten“ der Anfangszeit:

„Und nun hat man die ganze Entwicklung hier miterlebt, und das bindet natürlich. Ich meine, es tut zwar weh, wenn Wohnblöcke wieder abgerissen werden müssen, aber es ist nun halt mal so ...die letzten Jahre in der DDR wurde ja sehr dicht gebaut, immer noch 'n Block dazwischen. Und das war dann nicht so sehr schön. Die ersten Wohngebiete – ...zum Glück stehen die jetzt unter Denkmalschutz ... und die werden auch schön wieder rekonstruiert ... Also ich muss sagen, angesichts dieses Rückgangs der Bevölkerungszahl ist das ... einzige, was übrig bleibt, dass man solche Blocks abreißt“, äußert sich Person 31 (männlich, 78 Jahre) differenziert. Aber das können naturgemäß nicht alle Einwohner mit solch abständiger Gelassenheit betrachten. Person 33 (männlich, 58 Jahre) betont den emotionalen Aspekt gerade für die Aufbaugeneration in dem Ausruf:

„...dass die Menschen zusehen mussten, wie ihre Häuser abgerissen wurden, die ganzen Wohnkomplexe. Das, wo meine Tochter gewohnt hat – das gibt's schon alles gar nicht mehr. Dies – also dieser Frust, das sehen zu müssen, was hier aufgebaut wurde und dann mit dem Bagger wieder eingerissen wurde – .“

Auch, so betont Person 34 (weiblich, 70 Jahre), sollte Abriss nicht mit Rückbau verwechselt werden. Solche propagandistischen Termini verärgern offensichtlich die Bevölkerung sehr:

„Und ... ja, sagen Sie nicht: rückgebaut. Das ist Lug und Trug! Hier ist noch nicht ein Haus rückgebaut worden. Einfach bloß abgerissen.“

Person 64 (männlich, 41 Jahre) vermutet hinter dem Abriss finanzpolitische Absichten:

„Und das Abreißen war jetzt nicht, um die Stadt schöner zu machen – oder die sagen ja umschrieben: Rückbau. Das ist Abriss, ist das! Und das dient einzig und allein dem, die Mieten hier hochzutreiben. Also 'ne Wohnungsknappheit zu erzeugen – also, man glaubt's nicht – aber so ist es.“

Person 63 (männlich, 53 Jahre) bestätigt:

„...hier wird so schnell abgerissen, weil der Teufel das Geld haben möchte. Das ist der, der ihnen im Nacken sitzt. Und je weniger freier Wohnraum, um so höher sind die Mieten – das ist ganz klar.“

Dies steht in innigem Zusammenhang mit den sehr hohen Mieten in Eisenhüttenstadt, die offenbar entstehen konnten, weil in Eisenhüttenstadt nie ein richtiger Wohnungsmarkt entstand. Person 64 (männlich, 41 Jahre) empfindet die Wohnungssituation in der Stadt als:

„Beschissen! Also echt beschissen. Also ist so. Ich wohn jetzt hier in 'nem Stadtteil – das ist so etwas älter. Da sind die Mieten schon teuer ... Also ich bezahl für die Wohnung jetzt 460 € warm. So – jetzt in den anderen Stadtteilen, wo DDR-Plattenbauten stehen, die jetzt modernisiert wurden, die noch weniger qm haben – da bezahlst du noch mehr ... Also die Modernisierungsumlage dürfen sie trotzdem draufknallen. Auch wenn du da wohnst – also schon länger wohnst.“

Person 63 (männlich, 53 Jahre) verallgemeinert:

„Und Fakt ist eins, dass die Mieten hier weiter am steigen sind. Eisenhüttenstadt ist unter 15 – den 15 teuersten Städten – in Ostdeutschland an siebenter Stelle mit den Mieten. Und wir hatten einen Leerstand ohne Ende. Und wenn ich den Kapitalismus einigermaßen verstehen sollte oder 'ne Marktwirtschaft, was wir ja vorgebetet kriegen, dann heißt das: Angebot und Nachfrage. Hier hätten die billigsten Mieten im ganzen Land sein müssen – die billigsten!“

Eisenhüttenstadt als Industriestandort

Immer wieder ist in den Interviews vom Eisenhüttenstädter Stahlwerk die Rede. Dies hat mit den eingangs geschilderten Prozessen in Richtung auf eine Monostruktur zusammen, die sich nach 1989 deutlich verschärft haben. Teilweise werden von den Interviewpartnern aber Anzeichen einer Trendwende ausgemacht.

Person 61 (männlich, 66 Jahre) fasst dies zusammen:

„Die Stadt ist ja eigentlich gekoppelt an das Werk. Wenn das nicht mehr weiter existiert hätte, würde es noch viel schlimmer hier aussehen ... Und da gab es ja viele Höhen und Tiefen. Im Nachhinein muss man einschätzen, es ist alles gut gegangen. Und da weiß man manchmal nicht, ob das 'ne gewisse Angstmache war oder ob nicht. Auf alle Fälle hatte man eigentlich nicht so viele Alternativen, dass man gehofft hatte, es geht weiter mit dem Werk. Und man bleibt dann auch hier in der Stadt. Und der jetzige Zustand – ohne dass die Politik da viel dazu beigetragen hat – möchte ich mal sagen, ist doch relativ stabil für EKO. Und auch, was den Aufbau des Umfeldes ... anbelangt, scheint sich jetzt einiges zu bewegen ... Das heißt, es soll ja nun ein

Kraftwerk aufgebaut werden. Und auf der Strecke Chemie/Solarzulieferer soll einiges gemacht werden.“

Die Ausstrahlung des Stahlwerkes auf andere infrastrukturelle Einrichtungen betont auch Person 37 (weiblich, 74 Jahre), allerdings mit pessimistischem Akzent:

„...das Backkombinat, das Fleischkombinat, der Wohnungsbau, der Industriebau, die Gärtnerei – das ist doch alles weg. Das heißt also, die Arbeitsplatzmöglichkeit hat sich ja so was reduziert – ja, und da bleibt es doch den jungen Leuten nichts übrig als woanders hinzugehen. Die müssen doch leben mit ihrer Familie. Ja? Und wer bleibt zurück? Die Alten.“

Die positive Situation für das Stahlwerk betont auch Person 35 (männlich, 46 Jahre) mit einigem Stolz:

„Es war klar, dass die 12.000 Leute im EKO nicht bleiben können. Dann war ja die Treuhand, wo's darum ging, die ganzen Unternehmen zu veräußern. Dazu kam natürlich: Wir mit unserem Standort – hier Stahl, wurde eigentlich nicht gebraucht. Das gab ja damals diesen berühmten Spruch vom damaligen KRUPP-Chef, dass das EKO wie ein Kropf überflüssig ist. Ja, nach dem Motto: ‚Wir haben genug Stahl. Wir brauchen die Bude da drüben nicht‘. Und da haben wir natürlich einige Kämpfe gemacht, was gut war, um das Unternehmen zu halten ... Momentan sieht's wieder recht gut aus, muss man ja so sagen, weil ... der Stahlmarkt boomt.“

Aber: Die wechselnde Situation des Stahlwerkes wirkt sich direkt auf ganz Eisenhüttenstadt aus. Person 33 (männlich, 58 Jahre) betont die Abhängigkeit der Stadt, wenn er sagt:

„Der Bürgermeister ... hat vieles in dieser Stadt in eine Richtung gebracht, die sehr einseitig, ... auch abhängig vom EKO war. Er kam selber ja aus dem EKO. Und alle ernstzunehmenden Kontakte und Dinge laufen in das EKO. Ist nun mal so. War früher auch so. Und das prägt natürlich vieles in der Stadt.“

Allerdings wird die Bedeutung der Kommunal- und Regionalpolitik für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt insgesamt als sehr niedrig eingeschätzt. Person 61 (männlich, 66 Jahre) äußert pointiert:

„Also ich würde sagen, die Regionalpolitik hat überhaupt keine Rolle gespielt. Ich hab selbst praktisch miterlebt – ich war mehrere Jahre auf der ... Messe präsent für EKO-Stahl bzw. für den Forschungsbereich, in dem ich gearbeitet habe. Und hab feststellen müssen – alle Möglichkeiten, die wir dort hatten, Kunden zu werben oder neue Beziehungen zu knüpfen, sind eigentlich fehlgeschlagen und haben überhaupt nichts gebracht. Wir haben also von unserer Strecke her überhaupt keine Bindungen bringen können. Und wir haben das auch beobachtet, dass die kleineren Unternehmen, die hier so Verbände gebildet haben, um zu akquirieren, eigentlich ins Leere gelaufen sind. Und auch die Stadt und die Politik und das Investor-Center hat eigentlich nichts bewegt die ganzen Jahre. Und die Politik eigentlich gleich gar nicht ... Die Politiker sind schon interessiert, bin ich der Meinung. Aber ihre Möglichkeiten sind so gering ... Das betrifft sowohl die negative Richtung als auch die positive Richtung. Also ein Niedergang der Wirtschaft hier, sag ich mal, kann ... genauso wenig verhindert werden wie der Beitrag, dass es hier zum Aufschwung kommt ...

Hier spielen nur wirtschaftliche Fragen 'ne Rolle. Und sicherlich sind hier Köpfe im Hintergrund, die wir gar nicht kennen, von denen wir nichts wissen und nichts hören, die eben dann immer so 'n gewisses Schachspiel der Osterweiterung im Auge haben. Das sind marktwirtschaftliche Fragen, die hier 'ne Rolle spielen, wo wir gar keinen Einfluss mehr haben.“

Geliebte über sich und die, die gegangen sind

Gehen oder Bleiben – diese Frage differenziert sich deutlich entlang der Kriterien Alter, beruflicher und sozialer Status. Weder die „Arbeitsplatzbesitzer“ noch die vom Arbeitsprozess ausgeschlossenen verlassen die Stadt. Es sind Menschen, die anderswo Arbeit finden. Diese Menschen sind überzufällig jung. Auch wenn etliche gehen, um in der „weiten Welt“ ihr Glück zu suchen – die Tendenz zum Bleiben, wenn man nur kann, ist deutlich. Viele junge Leute möchten ihre Heimatstadt nicht verlassen. Je höher der Bildungsabschluss ist, desto größer ist allerdings die Wahrscheinlichkeit, nicht mehr in den Wohnort der Kinderjahre zurückzukehren.

Viele Kinder verließen Eisenhüttenstadt, um in anderen Orten eine Arbeit zu finden. „Ja, die große ist in Potsdam, und die kleine ist in Hannover“ berichtet Person 58 (männlich, 66 Jahre) über seine beiden Töchter. Seine Frau ergänzt: „...die wollten in die große Welt.“

Person 37 (weiblich, 74 Jahre) berichtet:

„Und von meinen drei Kindern ist überhaupt keiner mehr in Eisenhüttenstadt. Also diese Veränderungen treffen auch für meine Familie zu, ja. Die eine wohnt in Berlin. Die ist damals, teils der Liebe wegen, teils aus anderen Gründen nach Westberlin ausgewandert. Die Tochter ist mit ihren Kindern nach der Scheidung zwar zurückgekommen, ist aber im vorigen Jahr ihrer Arbeit nach Berlin nachgegangen und hat deshalb die Stadt verlassen. Die Kinder sind groß und studieren, leben woanders. Während mein Sohn hat ein Häuschen gebaut hier in der Nachbarschaft ... Und dass wir praktisch hier zu viert hergekommen sind, zu fünft hier gewohnt haben – und dann mit Enkelkindern, und jetzt ist gar keiner mehr da.“

Bei Person 54 (weiblich, 50 Jahre) ist die Zukunft ihrer Kinder noch mehr oder weniger offen:

„Meine Kleine studiert in Freiberg an der Bergakademie ... Das ist der berufliche Grund. Und die kommen dann auch wieder hierher. Und meine Große studiert an der Viadrina. Die hat ihre Richtung da. Die macht mehr Sprachen und so. Sie interessiert sich sehr für Schweden. Die Sprache liegt ihr sehr und - ... Also wenn's hier in unserem Land so bleibt, sagt sie: ‚Mutti, dort ist doch ein bisschen freieres Leben‘.“

Aber nicht nur junge Leute gehen im Zusammenhang mit dem anderswo günstigeren Arbeitsangebot. Zum Teil gibt es Nachzugseffekte bei den „Alten“. Person 31 (männlich, 78 Jahre) erzählt:

„Ich kenn andere, bei uns aus dem Chor: junge Leute, die hier keine Arbeit mehr hatten, die sind nach dem Westen gegangen. Auch ein anderer Fachkollege von mir ... der ist auch weggegangen Die haben alle Arbeit gefunden, ja. Und es hat auch solche Fälle gegeben, zum Beispiel aus dem Kindergarten, in dem ich diese

Arbeitsgemeinschaft geleitet hab, da war eine ältere Erzieherin, die ist mit ihrem Mann auch in ein Altbundesland gezogen, weil die Kinder weggegangen sind. Da haben die gesagt: ‚Was sollen wir allein hier?‘“

Darüber können durchaus Gefühle des Verlassenseins entstehen. Person 55 (weiblich, 40 Jahre) konstatiert:

„...meine ganzen Kumpel; alle sind ins Ausland gegangen. Ich hab nur eine einzige Freundin; früher hatte ich sechzehn.“

Diese alleinerziehende Mutter macht eine etwaige eigene Entscheidung für das Weggehen ganz von ihrem Sohn abhängig:

„Ja, wenn mein Bengel keine Lehrstelle kriegt. Der lernt jetzt Computerassistent – angefangen. Dann hat er noch ein Jahr und dann macht er ein Jahr Fachabitur. Und wenn der nichts kriegt und der irgend woanders was kriegt und sagt: ‚Mutter, komm mit!‘, dann geh ich mit. Von alleine? Ohne mein Kind irgendwohin? Fällt mir ja so schon schwer!“

Für Person 63 (männlich, 53 Jahre) ist die Entscheidung: Gehen oder Bleiben keine freiwillige. Er spitzt zu:

„Jetzt läuft das Werk noch. Der Stahlboom ist da, ja. Aber es sind immerhin 20.000, über 20.000, sag ich mal – genaue Zahlen kriegt man ja immer nicht raus, man hält sich ja da bedeckt – aber haben hier die Stadt einfach verlassen müssen, sind vertrieben worden. Wenn es auch keiner hören will, aber sie sind einfach vertrieben worden. Und ich würde gerne die 20.000 alle fragen, jeden einzelnen, ob sie freiwillig gegangen sind, weil viele es ja so darstellen von unseren Abgeordneten: ‚Ja, die verlassen einfach diese Stadt. Sie sind freiwillig gegangen‘. Ich seh’ das nicht so. Das ist die reine Vertreibung.“

Oftmals ist ein Bleiben in der Stadt mit einem aufreibenden Pendleralltag verbunden. Person 61 (männlich, 60 Jahre) berichtet über seine Frau, die bis 1991 beim EKO gearbeitet hatte:

„Sie hatte ’n Angebot bekommen von der Allianz, im Innendienst zu arbeiten. Also sie ist kein Verkäufer, kein Versicherungsspezialist. Und hat in Frankfurt/ Oder dann angefangen zu arbeiten ... Und hatte aber das Problem, dass das nicht von Dauer war, diese Filiale. Sie musste nach drei Jahren nach Berlin. Und dann, ich glaube, sieben Jahre Berlin. Dann ist wieder ’ne Filiale in Frankfurt aufgemacht worden. Dann ist sie wieder nach Frankfurt. Und die Filiale ist wieder geschlossen worden. Und seit einem Jahr fährt sie jeden Tag nach Cottbus.“

Auch die Frau von Person 58 (männlich, 66 Jahre) war zeitweilig zum Pendeln gezwungen:

„Anders war das bei meiner Frau; die war Erzieherin im Lehrlingswohnheim. Das wurde geschlossen. Lehrlingsausbildung brach ja dann auch zusammen. Und dann wurde sie noch hier in die MeFa gesteckt, das war Medizinische Fachschule; die hatte also auch ein Wohnheim. Das wurde dann privatisiert. Dann mussten sie nach Dresden fahren ... Und da war dann auch kein Geld mehr. Das wurde dann auch

geschlossen. Dann war man arbeitslos, und dann hatte sie 'ne ABM-Stelle und dann wieder arbeitslos und dann wieder 'ne ABM. So hat sie sich bis zur Rente gerettet, sagen wir mal, das rettende Ufer erreicht.“

Auch das Bleiben hat vieles im Zusammenleben verändert. Neben pendelnden Ehepartnern gibt es die Situation der die Familie ernährenden Frauen. Person 65 (weiblich, 42 Jahre) erzählt aus ihrem Arbeitsalltag:

„Aber da fehlen auch wieder die Männer, die dann vielleicht arbeitslos sind. Also die meisten Frauen, die im Krankenhaus arbeiten, ernähren die Familie. Also weil – ist dann nicht möglich, dass man weiter zurücktritt. Wenn die Männer keine Arbeit haben oder, ne? – das ist – das ist bisschen verdrehte Welt. Also, nicht verdrehte Welt, aber ... nicht so, wie das traditionell so ist.“

In der Stadt bleiben viele Rentner, die zum Teil hier ihre sozialen Kontakte nicht aufgeben wollen, zum Teil aber auch die Distanz zu ihren Kindern bewahren. Person 34 (weiblich, 70 Jahre) schildert ihre Situation:

„Tja, wissen Sie, als Rentner weiß man ja, dass man jeden ... Monat sein Geld kriegt. Und ich hab ja nicht schlecht verdient ...meine Tochter wohnt in Berlin ... Und Berlin ist schnell zu erreichen von hier. Und seitdem der Kleine eben da ist, ist dieses Bedürfnis umzuziehen völlig weg. Nach Berlin hab ich auch überlegt, um ihr zu helfen. Aber da sagt sie: ‚Mutti, das ist mein Sohn. Und ... den will ich haben. Der kann ja dich mal besuchen, und du kannst öfter her kommen, aber...‘. Naja, ich hab auch immer gesagt: nicht zu nahe dran. Man mischt sich dann ja doch ein, nicht.“

Person 37 (weiblich, 74 Jahre) möchte in der Stadt bleiben:

„Und die Kinder haben – also meine Tochter ... sagt...: ‚Kommst du auch nach Potsdam?‘. Ich sag: ‚Nee, also erstens würd' ich hier nie weggehen. Wen hab ich denn da noch? Zweitens hab ich einen Partner, der ist noch ein Jahrzehnt älter als ich. Der – den kann ich auch nicht alleine lassen. Das ist unmöglich‘, und – nee, also für mich – wenn ich gesund genug bleibe – es lebt sich gut in Eisenhüttenstadt. Ich bin mit Oderwasser getauft in Schwedt, und mit Oderwasser werde ich auch den letzten Schluck trinken hier. Ich bin aus Brandenburg überhaupt noch nicht rausgekommen ... Wenn man ehemalige Kollegen trifft – die alten sind ja nun mal alle – oder die meisten – hier geblieben, die sagen: ‚Na, wo sind denn deine Kinder?‘ - - - Und da bin ich noch mit Potsdam und Berlin gut dran, ja. Die meisten sind ja noch weiter weg. Die sind nach Bayern; am Rhein sitzen die; die sind noch schlechter dran. Potsdam – Eisenhüttenstadt, Berlin – Eisenhüttenstadt ist ja überhaupt kein Problem. Da fährt alle halbe Stunde ein Zug.“

Die folgende Befragte (Person 32, weiblich, 48 Jahre) bindet nicht nur ihre Beamtenstelle:

„Wir würden nicht gern weggehen ... Ja, wir haben ja hier Freundes- und Bekanntenkreis und so, ja. Wie gesagt, die Familie ist ja jetzt, d.h. unsere Kinder sind ja auch schon weg, also die Tochter ist in Neuruppin, das hängt zusammen – sie hat halt einen Partner kennen gelernt. Und der Sohn, der ist in Bad Nenndorf, also bei Hannover, also schon noch ein Stückchen weiter. Also einer zwei Stunden, der

andere vier Stunden ...die sind jetzt 28 und sollen ihr Leben auch leben, sag ich mal. Wir mischen uns da jetzt nicht so groß ein.“

Es finden aber auch einige junge Menschen in Eisenhüttenstadt eine Perspektive. Zum Teil kommen auch Menschen aus dem „Westen“ zurück, die dort Arbeit hatten. Person 35 (männlich, 46 Jahre) erzählt:

„Ja, wir haben zwei Kinder, zwei Jungs ... Der Große, der ist jetzt 28 ... Ist jetzt ... mit dem Studium fertig geworden und hat jetzt auch im EKO als Trainee angefangen. Und hat – ähnlich wie ich eigentlich – Schule, Abitur, Beruf gemacht ...mein Kumpel ist damals rübergegangen. Und wir haben auch viele junge Leute, die damals nach Bremen gegangen sind wegen der Stahlwerke, die inzwischen auch zu Acelor gehören. Die sind dort interessanterweise alle angenommen worden, haben dort alle gut Karriere gemacht. Sind aber viele wieder zurück gekommen inzwischen nach Eisenhüttenstadt interessanterweise. Also auch aufgrund der familiären Bindung.“

Person 36 (weiblich, 67 Jahre) sagt:

„Meine Kinder sind geblieben und auch nicht. Meine ... Enkeltochter ... verkauft in Bayern Volkswagen. Meine Tochter ist hier Chefin vom Burger-King. Die war in Neuzelle Lehrausbilderin in der Milchproduktion. Das ist mit der Wende flachgefallen. Hat sich völlig neu orientiert ...arbeitet dort mit jungen Leuten, macht ihr großen Spaß. Mein Enkelsohn ... ist Unitech hier im Ort, wohnt in Frankfurt jetzt. Und mein Sohn, der hat ein Forststudium aufgenommen ... nach seinem Abitur und ist jetzt Dezernatsleiter im Schweriner Forstministerium.“

Person 61 (männlich, 66 Jahre) hat seine Kinder ebenfalls „gut untergebracht“. Er thematisiert – stellvertretend für einige Interviewpartner – die bindende Kraft eines eigenen Hauses:

„Der Sohn ist hier in Eisenhüttenstadt, hat auch 'ne Arbeit hier bei der Firma Linde; die ist zu 100% beschäftigt für EKO-Stahl. Also solange EKO existiert, existiert auch Linde, glaub' ich mal. Und da hat er eigentlich 'ne stabile Arbeitsgrundlage. Und die Tochter, die wohnt in Müllrose, hat dort 'n Haus. Und fährt auch jeden Tag nach Berlin auf Arbeit mit dem Auto ... Arbeitsortwechsel kommt nicht so schnell infrage, weil sie in Müllrose 'n Haus gebaut haben. Damit ist doch 'ne gewisse Bindung vorhanden. Ja – ... Hausbau und 'ne örtliche Bindung. Heute ist es vielleicht überlegenswert, sich für 'ne gewisse Zeit 'n Haus zu mieten oder 'ne Wohnung zu mieten und dann flexibler zu sein. Wenn solche Probleme sind mit dem Arbeitsort, auch dort hinzuziehen, wo die Arbeit ist.“

Dazu im Gegensatz stehen die Erfahrungen des folgenden Interviewpartners (Person 52, männlich, 55 Jahre):

„Dann Arbeitslosigkeit, wieder dann in einen anderen Job: Leihfirma ... Vier, fünf Jahre gemacht. Dann hat er mich auch rausgeschmissen, weil ich mit Gesundheit – meine Bandscheibe und so ... kann ich nicht mehr machen, und geht nicht ... Naja, dann hab ich viel ehrenamtlich gemacht hier ... Mein Bruder, der arbeitet im Krankenhaus. Da macht er Hausmeister. Und meine Schwester, die ist auch jetzt arbeitslos, ist auch zuhause, hat auch ein Kind, das ist auch die Scheiße. Und ihr Mann hat ja noch Arbeit im EKO. Da geht es. Naja, ist auch eigentlich mit der Arbeit

zufrieden, aber die möchte auch gerne Arbeit haben. Weil mit Arbeit ist ja hier total beschissen, 'ne Katastrophe, kann man so sagen.“

In ähnlicher Situation befindet sich Person 55 (weiblich, 40 Jahre):

„Vier Jahre Kinderkrankenschwester studiert, drei Jahre gearbeitet. Hab mein Kind gekriegt. Dann war die Wende. Und seitdem hab ich nur noch Jahresjobs oder Halbjahresjobs. Ne richtige Festanstellung: das möchte ich haben. Ne Umschulung gemacht, Sucht- und Drogenberatung, als Aushilfe schon gearbeitet, als Verkäuferin, als Pförtnerin, Sozialarbeiter, Sozialbetreuung.“

Eingedenk solcher prekärer sozialer Verhältnisse ist es für Person 64 (männlich, 41 Jahre) eine bewusste politische Entscheidung, zu bleiben:

„Also ich weiß ... dass es in diesem Gesellschaftssystem keine Verbesserungen geben wird. Also egal, in welcher Stadt ich leben würde – von daher ist das jetzt so – stellt sich die Frage für mich nur, also wenn ich jetzt tatsächlich keine Arbeit hier finden sollte mehr – dann muss ich wegziehen; das ist klar. Und dann aber auch noch zu 'nem Zeitpunkt, wo ich's kann. Also das wird ja auch immer mehr beschnitten – das Können, das Wegziehenkönnen. Deswegen also – also stellt sich für mich jetzt erst mal so die Frage nicht. Also ich lebe hier – will ... jetzt drum ringen, drum kämpfen, dass die Verhältnisse sich verändern. Das wird nicht nur in dieser Stadt möglich und nötig sein.“

Wünsche und Befürchtungen – die Stadt in zwanzig Jahren

Die Stadt ist deutlich kleiner geworden. Sie ist vor allem aber deutlich älter geworden. Diese Überalterung wird auch in die Zukunft projiziert. Viele Befragte hoffen einerseits auf das Einpegeln auf eine geringere Bevölkerungszahl, andererseits sehen sie Eisenhüttenstadt in zwanzig Jahren als ein Altenheim. Dabei werden ihre Erwartungen deutlich von ihrer eigenen Lebensspanne sowie von ihrer Betroffenheit von wirtschaftlichen Entwicklungen moderiert. Auch Pessimismus muss man sich leisten können. Die Stadt soll es weiterhin geben – aber wie?

Person 31 (männlich, 78 Jahre) ist eher optimistisch:

„Also unsere Stadt ist kleiner geworden. Und wenn das mit der Rekonstruktion der Wohngebiete so weiter geht, ist das 'ne schöne Stadt ... Und bin auch überzeugt davon, dass der große Konzern Arcelor – dass der sich diesen Standpunkt für die Beziehungen in die Oststaaten nicht entgehen lässt. Ich meine, die zwei Prozent Bruttoproduktion, die wir an dem Gesamtvolumen des Konzerns herstellen, die ist bestimmt kein Grund, uns aufrechtzuerhalten. Aber als östlichster Standort ...jetzt ist es noch ein indischer Besitzer, der eingestiegen ist ...der sitzt gar nicht mehr in Indien, hier in Europa, aber dadurch ist natürlich auch Zulieferindustrie bzw. Dienstleistungsindustrie für uns am Ort, und ich kann mir gut vorstellen, dass sich daraus noch mehr entwickelt...“

Person 33 (männlich, 58 Jahre) teilt diese Ansicht:

„Aber als Industriestadt halte ich das Acelor-Mital stark genug, um die Leute, die Menschen, die hier arbeiten, sich zu behaupten ... Die Stadt wird nicht untergehen.“

Sie wird aus meiner Sicht so vielleicht bei 32.000 sich größenordnungsmäßig vielleicht einpegeln mit 'ner doch sich stabilisierenden Sozialstruktur auf diesem kleineren Niveau dann ... Und die Stadt wird ... weiter schrumpfen; die wird sich weiter zusammenziehen. Und da wird man auch bestimmte Lückenbebauungen machen oder freigeben für die Ansiedlung von Eigentum oder Einfamilienhäusern oder so.“

Person 35 (männlich, 46 Jahre) hofft in ähnlicher Weise:

„In zwanzig Jahren, hoffe ich, dass es – dass zu mindestens die Wohnungen, die hier also noch sanierungsbedürftig sind, erledigt sind. Der Plan sieht's ja vor. Ich hoffe, das wird alles entsprechend geschafft. Ich hoffe, dass sich zu mindestens die Einwohnerzahl stabilisiert ... Wie gesagt, so lange die Firmen hier existieren können – es gibt ja auch erste Signale, dass sich erste Firmen ums EKO herum ansiedeln – so dass ich denke, hoffe, in zwanzig Jahren hier auch noch 'ne Perspektive zu haben. Wie gesagt, die Umgebung, die bleibt, die ist angenehm: die Oder; man hat hier viele Seen; wir haben das Schlaubetal, und das kann uns so schnell erst mal keiner wegnehmen, und ich hoffe, dass die Kinder werden hier auch weiter ihre Zukunft haben können.“

Person 54 (weiblich, 50 Jahre) ist am unteren Ende der sozialen Stufenleiter angekommen. Sie hat weder Kraft für Optimismus noch Raum für Pessimismus:

„Noch weniger Wohnungen. Noch mehr Eigentumswohnungen im Angebot. Noch mehr grüne Flächen. An Einkaufseinrichtungen: Es ändert sich da immer mal – mal kommt der, mal kommt der, aber so: was wir jetzt haben – ich schätze mal, da gibt's vielleicht neue Discounter, so dass wir die in zwanzig Jahren genau noch so haben. Die heißen dann vielleicht nicht mehr: Lidl, Aldi oder Edeka oder weiß der Fuchs was; die hießen dann eben von mir aus – egal wie! Insofern wird sich da nicht zuviel ändern.“

Person 34 (weiblich, 70 Jahre) ist ausgesprochen pessimistisch:

„Ist doch Quatsch! Von Entwicklung zu sprechen, wenn Sie sichtbar sehen: die Stadt wird irgendwann mal – ja, ich geh so weit und sag: aussterben. Ja.“

Person 36 (weiblich, 67 Jahre) sieht das etwas hoffnungsvoller:

„...weil ich denke, wir haben eigentlich, glaube ich, den Tiefpunkt erreicht für Eisenhüttenstadt. Man sieht doch, dass wieder mehr Firmen sich gründen... .“

Auch Person 37 (weiblich, 74 Jahre) hofft:

„Stellen Sie sich vor: Diese Stadt wäre schon längst tot, wenn es nicht gelungen wäre, dieses EKO zu erhalten. Ne? Mit den Ausgliederungen. Den Stamm und die ausgegliederten Betriebe zu erhalten ... Ja. Ja. So ist das. Ich hoffe, dass – ich hoffe, dass wenigstens ein Kernstück EKO bleibt, dass hier die Menschen – die Stadt ist ja an sich schön. Es wäre ja ein Jammer, wenn sie vollkommen entvölkert wäre.“

Zusammenfassung

Im Gegensatz zu Strausberg muss man die Attraktoren Eisenhüttenstadts in die Vergangenheit verlegen. Mit Vergangenheit ist hier schwerpunktmäßig der Zeitraum der 1950er und 1960er Jahre gemeint. Hier ist an erster Stelle der Faktor **Arbeit** zu nennen. Eisenhüttenstadt wurde gezielt als Industriestadt aufgebaut. In dem hier entstehenden Stahlwerk fand man im Gegensatz zu anderen Regionen gut bezahlte Arbeit. Sukzessive entstanden weitere Industrien, die vorrangig der Versorgung der sich hier ansiedelnden Bevölkerung und der Zulieferung der Stahlindustrie dienten. Allmählich entstand eine sich selbst versorgende Stadt mit Arbeitskräften aus Nah und Fern. Relativ zu anderen Regionen der Nachkriegszeit wurden hier nicht nur höhere Löhne, sondern insgesamt attraktivere **Sozialbedingungen** geboten. Viele kamen zunächst wegen Wohnraum, Versorgung, Kindereinrichtungen u.ä. Die Planung und der Aufbau gingen aber bald über das unmittelbar Soziale hinaus. Die Stadt sollte die **Vision eines modernen Sozialismus** verwirklichen. Sie war zum Beispiel bezüglich der zurückzulegenden Wege einer arbeitstätigen Mutter rational geplant. Ganz im Mittelpunkt stand der arbeitende Mensch mit seinen praktischen Bedürfnissen. Offensichtlich hat gerade diese Vision zu einer raschen Identitätsbildung geführt, die bei dem überwiegenden Teil der Interviewpartner noch heute spürbar ist. Auch im Zusammenhang damit wurde von den Zugezogenen die **natur-kulturräumliche Einbettung** der Stadt rasch als Heimat empfunden. Dies klingt noch heute zuweilen an dem Konflikt zwischen politischer und lokalpatriotischer Perspektive nach. Aus heutiger Sicht ist der hohe Identifikationsgrad mit der Stadt vor allem diesen Entwicklungen zuzuschreiben. Denn die harten Fakten lassen Eisenhüttenstadt aktuell als wenig attraktiv erscheinen. Beispielsweise drückt sich diese Unattraktivität durch noch ausbleibenden Zuzug von qualifiziertem Fachpersonal aus.

Eisenhüttenstadt war von Anfang an die Stadt des Stahlwerkes. Diese einseitige Abhängigkeit hat sich in den 1990er Jahren radikalisiert. Die damals bestehenden Sorgen um die Existenz der Stadt durch Schließung des Stahlwerkes haben sich in ihrem schlimmsten Szenario nicht bewahrheitet. Heute meinen viele Interviewteilnehmer, der Tiefpunkt der Entwicklung sei überstanden. Die Konjunkturabhängigkeit aber bleibt. Nach wie vor ist das Stahlwerk der mit Abstand

größte Arbeitgeber in der Region – es ist der einzige größere Arbeitgeber in der Stadt, der akzeptable Löhne und Gehälter zahlt. Die Interviewteilnehmer sehen durchaus, dass die Teilhabe der Stadt am Stahlboom durch Werksschließung abrupt enden oder durch konjunkturelle Schwankungen in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Die dahinter stehenden Entscheidungen werden als intransparent und willkürlich erlebt. Diese erlebte Hilflosigkeit erzeugt zum Teil ein Abgleiten in Wunschdenken („Ich möchte, dass es das Werk weiterhin gibt!“). Vielfach erscheint es so, als sei nicht der Bürgermeister, sondern der Eigentümer des Stahlkonzerns die Zentralfigur der Stadt. Fragt man nach Macht in der Stadt, dann werden nicht die demokratischen Entscheidungsträger benannt.

Andere Arbeitgeber bieten wenig und schlecht bezahlte Arbeit an. Dies ist der Grund für Abwanderungsprozesse, die die jüngeren Menschen in besonderem Maße betreffen – selbst wenn die Vernetzung in der Heimatstadt hoch ist. Es keinesfalls so, dass die Stadt pauschal als unattraktiv empfunden wird.

Die Versorgungssituation für Waren des täglichen Bedarfs ist nach Ansicht der Interviewten mindestens ausreichend. Allerdings berücksichtigen sie hinsichtlich ihrer Verteilung nicht die Altersstruktur der Bevölkerung. Ein ähnliches Problem besteht bei der ärztlichen Versorgung (Fachärzte). Eine überalterte Stadt benötigt nach Auffassung der Interviewpartner mehr Fachärzte (zum Beispiel Augenärzte) als eine jüngere. Die Stadt erscheint für Ärzte offensichtlich nicht attraktiv.

Ein nicht unerhebliches Problem stellt die Versorgung mit Wohnraum dar. Prozesse des Abrisses und der Rekonstruktion gehen nicht nur mit einer Verbesserung der Substanz, sondern auch mit einer Erhöhung des Mietniveaus einher. Zum Teil wird Unverständnis darüber geäußert, dass die Stadt brachliegende Flächen nicht zur individuellen Bebauung frei gab. Eine Zersiedelung des Umlandes der Stadt und verlorene Steuereinnahmen sind die negativen Folgen.

Das kulturelle Leben der Stadt bewegt sich zwischen Hochkultur und Eigeninitiativen auf Vereinsebene. Wird auch die kulturelle Situation der Stadt insgesamt als befriedigend erlebt, liegt der Schwerpunkt der Erwartungen doch auf einer nicht

nachlassenden Unterstützung der Vereinstätigkeit. Generelle Befürchtungen betreffen eine unterschiedliche Teilhabe an Kultur und Freizeitmöglichkeiten.

Die natürliche Umgebung wird nach wie vor als starkes Plus der Stadt erlebt. Verhalten werden Hoffnungen auf eine Entfaltung der Tourismusbranche geäußert.

Oderland – eine dezentrale Misere

Dörfliche Siedlungen, kleine Gemeinden, dünne Besiedlung, Nationalparkteile ‚Unteres Odertal‘ und ein industrieller Kern - das ist das Oderland. (Der zweite industrielle Kern: Eisenhüttenstadt wurde in unserer Untersuchung gesondert betrachtet.) Bis auf das personell reduzierte PCK Schwedt und Papierfabriken existieren keine größeren industriellen Unternehmen. Erwerbszweige wie Zuckerindustrie und Tabakanbau gingen verloren. Höchste Arbeitslosigkeitsquoten mit sozialen Folgen kennzeichnen dieses Gebiet. Das Überleben der Region erscheint prekär.

Der Weg ins Oderland

Einige der befragten Personen sind hier oder ganz in der Nähe geboren und aufgewachsen: „...*ich komme aus Hartenow*“, sagt Person 74 (weiblich, 53 Jahre). Person 76 (weiblich, 20 Jahre) kommt „*aus Podelzig ...ich hab vorher – in Frankfurt habe ich gelernt Und dann bin ich – wollte ich mal was anderes kennen lernen und hab gewechselt zu ’ner Firma aus Magdeburg und musste dann bis nach Hüttenstadt und dann bis nach Forst. Fünf Monate bin ich dann bis nach Forst gefahren, und dann hab ich gesagt: ‚Jetzt ist Schluss‘. Mit der Fahrerei hier. Das lohnt sich nicht als Friseur.*“ Sie nahm deshalb eine Arbeit in Letschin an.

Person 71a (weiblich, 75 Jahre) erzählt ihre Geschichte, die auch ein wenig die Geschichte der Entindustrialisierung ist: „*Ja, ich bin ’ne Ur-Letschinerin. Ich bin hier geboren und hier aufgewachsen ... Gelernt habe ich mal Bankkaufmann. Habe in der Zuckerfabrik aber nachher gearbeitet hier im Büro, in der Planung und Finanzwirtschaft. Zuckerfabrik Letschin hier ... Familie gegründet, geheiratet, Kinder, trotzdem Beruf nachher wieder gemacht ... Mein Mann ist auch ein Ur-Letschiner, ja. Ja, ja, und der ist noch im Krieg gewesen, noch als junger Bursche, und nachher auch in der Zuckerfabrik gearbeitet, nicht, aber leider früh verstorben. Und meine Kinder – ich habe vier Kinder, nicht. Das ist meine Arbeit dann gewesen, die Familie durchzuziehen oder durchzubringen ... Die sind ja alle zugemacht, unsere Zuckerfabriken hier unten, nicht, weil die kleinen Betriebe ...in Könnern ist die ganz neue ... Sachsen-Anhalt.*“

Person 93 (männlich, 50 Jahre) erzählt: „*Nein, ich stamme hier aus der Nähe von Letschin, ungefähr 3 km, 3/ 4 km, in Wollup, bin ich aufgewachsen, bin zur Schule gegangen. Bin dann bis zur zehnten Klasse dann in Letschin gegangen, bis zur zehnten Klasse. Hab dann Beruf gelernt als Mechaniker im Halbleiterwerk Frankfurt/*

Oder ... Bin dann dort wieder weg. Hab dann im Kraftwerk Kienitz angefangen als Dreher, Zerspaner und Hobler ... hab dann meinen Meister gemacht, war vorher noch drei Jahre bei der Armee, weil – ich hatte das Bedürfnis gehabt, irgendwann mal zu studieren. Und früher war das so, mit drei Jahren ist es wohl – die Gefahr größer zu studieren ... Hab dann gewechselt zur LPG Pflanzenproduktion Letschin. Hab dann dort 'ne Meisterstelle angenommen.“ Nach 1990 arbeitete er als Kraftfahrer und in verschiedenen anderen Berufen. Mitte der 1990er Jahre begann er nebenbei, eine Gaststätte zu betreiben, ließ sich scheiden. Beide Söhne sind erwachsen, lernen und arbeiten in Berlin und im Umland Berlins. Der Interviewteilnehmer fand eine neue Partnerin und übernahm vor wenigen Jahren die Gaststätte hauptberuflich. Er sagt rückblickend: „Ja, ich bin eigentlich sehr froh, dass ich's gemacht habe. Manchmal kann ich mich ärgern, dass ich das zu spät gemacht habe. Aber vorher war die Zeit noch nicht reif dafür.“

Eine Geschichte ohne optimistisches Ende erzählt Person 77 (männlich, 47 Jahre): „Ja, ich bin hier in Letschin geboren. Und so lange – außer die Zeit eben: die Lehre und Wehrdienst –...also die andere Zeit bin ich fast ununterbrochen in Letschin gewesen“. Sein Plan war es, als Filmvorführer in die Fußstapfen seines Vaters zu treten: „Also wo ich von der Fahne zurückgekommen bin, bin ich dann vom Bau weggegangen und habe dann hier Filmvorführer gemacht“. Nach 1990 musste er wieder auf den Bau: „Naja, also nach der Wende die ersten Jahre ging's einigermaßen, wollen wir sagen; da ging's ja auf dem Bau einigermaßen gut. Also da war ich ... die größte Zeit auf Arbeit, also bis ungefähr 2000. Und dann ging's los, dann mit immer bloß im Sommer, und den langen Winter über arbeitslos. Naja und das hat sich jetzt mit HARTZ IV ... noch verschlechtert“. Er berichtet von Firmenpleiten, ausgebliebenem Lohn und Montage: „Naja – war ich sechs Wochen immer unterwegs. In Nordrhein-Westfalen waren wir. Naja und ... dann wurde mir das da ein bisschen zu viel. Dann hab ich hier 'ne Arbeitsstelle gefunden, aber das war dann – dann ging's immer bloß im Sommer ... Vor zwei Jahren war ich fast das ganze Jahr zuhause; da habe ich elf Tage gearbeitet ... Ich kann zufrieden sein, wenn ich im Sommer ein paar Monate kriege, dass ich wenigstens jetzt – vielleicht klappt das, dass ich bis Dezember arbeiten kann, dass ich ab nächstes Jahr nicht mehr HARTZ IV kriege, sondern Arbeitslosengeld.“

Aber das Oderland beheimatet heute viele, die nicht dort geboren wurden. Dies betrifft gerade auch die ältere Generation. Person 72 (weiblich, 71 Jahre) berichtet von sich: „Also ursprünglich komm' ich von jenseits der Oder. Ich bin aber erst 1946 im November aus Polen rausgekommen mit meiner Mutter, nachdem wir dann Nachricht hatten, dass mein Vater ... lebt und aus Gefangenschaft gekommen ist. Der war in Norwegen und ist erst 1946 aus der Gefangenschaft gekommen. War dann in Neuhardenberg erst Lehrer und ist dann später hier nach Letschin versetzt worden“. Später heiratete sie. „Wir waren Herrenausstatter und hatten dann nachher auch noch ein bisschen Damensachen mit reingenommen, um ein größeres Angebot zu haben. Aber es hat sich nicht mehr gerechnet ... Bei uns ging's ... bis zur Wende ... sehr gut ... Der Einbruch kam eigentlich erst so 2000. Die Leute wurden dann schon arbeitslos. Es war weniger Geld hier. Es war ja nun auch so: Die ganze Landwirtschaft – das fehlt ja alles.“

Auch die Geschichte von Person 73 (männlich, 80 Jahre) zeugt davon, dass das Oderland gerade nach dem Zweiten Weltkrieg starken Wanderungsbewegungen unterworfen war: „Wir sind als Flüchtlinge '45 nach Letschin gekommen. Und zwar

waren wir ... aus ... hinter der Oder ja – ziemlich weit ... Und da ... haben wir gewohnt in einer kleineren Kreisstadt, in Tschernikau. Und dort haben auch meine Vorfahren, die ganzen Generationen gewohnt. Und naja, da ereignete sich ja einmal schon 'ne Katastrophe dort, und zwar nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Provinz Posen – fiel an Polen wieder ... Naja und nun – damals stellte sich schon einmal die Frage: gehen oder nicht gehen, nicht, aber naja; wir waren eben sehr anhängliche Leute, wie das hier auch schon wieder ist; das spielt hier ja auch schon rein, was Sie eigentlich mit mir besprechen wollen ... Mein Großvater ... war über ein Jahr im Internierungslager, weil er ein bekannter Mensch im – Dorf wollte ich sagen, aber das war ja 'ne Stadt, aber so schlimm war's mit der Stadt nun auch nicht; heute ist es zwar 'ne ziemlich große Stadt, aber damals waren's sechs-, siebentausend Einwohner, und heute ist das Doppelte; da haben die Polen wirklich toll aufgebaut; also man darf so was auch nicht verschweigen, nicht ...vielleicht ein, zwei Jahre vor Ausbruch des Kriegs waren wir plötzlich die Hitlers ... Da kam ja nun dann, wie gesagt, der Krieg. Und dann, auf einmal, waren wir wieder deutsch natürlich, nicht. Wie schön, wie gut! Nicht, wird wahrscheinlich doch so jeder gedacht haben. Hilft alles Reden nichts ... Naja, nun sind wir dann raus – und, um nun aber hierauf zurückzukommen, passierte das dann eben so: wir wurden aufgefordert im letzten Drücker – zu verlassen ... Meine Mutter hatte hier Verwandte in Letschin; die hatten 'ne Bauernwirtschaft; da haben wir uns eingemietet. Die war aber noch dichter an der Oder ... Wir wollten schon nicht mehr so richtig weiter, aber uns hat keiner aufgenommen. Jeder hat gesagt: ‚Ihr müsst – nach ein, zwei Tagen müsst ihr weg!‘. Und hier sind wir dann hergekommen; wir waren drei Familien zusammen da von Lübz. Die hatten alle zwei Pferde. Und Letschin hatte gar nichts. Die hatten nicht mal 'ne Katze; die haben sie aufgefressen. Und da hat uns denn der Bürgermeister hier gesehen ... Und wir haben gesagt: ‚Wo die Pferde bleiben, bleiben auch wir‘, nicht, weil wir ja wussten, uns nimmt keiner auf ... Meine Frau ist eine ganz echte Letschinerin. In Letschin – wie das früher war – Hebamme auf der Bauernwirtschaft und dort geboren.“

Person 94 (weiblich, 45 Jahre) kam sehr viel später aus Mecklenburg-Vorpommern nach Letschin: „Also ich wurde hergeschickt. Ich bin von Beruf Lehrer. Und zu DDR-Zeiten war das so, dass man an einen bestimmten Ort geschickt wird, wenn man nicht zuhause Familie, Haus und sonstiges hatte. So bin ich dann hier gelandet und muss das dann auch aus zweierlei Sicht sehen: Als Lehrerin in meinem Beruf merke ich ganz doll, dass die Menschen abwandern, ganze Familien, damit auch die Kinder, die sonst bei uns in der Schule gelandet wären ... Die Klassen werden ... kleiner, ... bis dann nachher gar keine mehr kommen. Wäre natürlich sehr schade. Der Wunsch eines jeden Lehrers, kleine Klassen zu bekommen, dass man ideale Verhältnisse für jeden einzelnen hat, der erfüllt sich irgendwie doch nicht.“

Wir haben auch mit einigen Menschen gesprochen, die für ein Phänomen stehen, das in den letzten Jahren typisch für größere Städte Brandenburgs geworden ist. Viele Menschen haben die Hauptstadt verlassen und sind aus verschiedenen Gründen in das Umland Berlins gezogen. Meist sind es wohlhabendere Familien, die sich hier Häuser bauten, um ihre Kinder im Grünen großzuziehen. Oder es handelt sich um Menschen, die in Berlin arbeiten, aber doch lieber im Umland leben wollen. Die so zersiedelten Regionen werden im Volksmund „Speckgürtel“ genannt. Politiker und Demographen bezeichnen sie als engeren Verflechtungsraum. Und derartige kleine „Speckgürtel“ sind in den letzten Jahren auch um andere Städte herum

entstanden. So zogen von Schwedt aus zum Beispiel ältere Menschen ins Umland. Wir befragten sie in Stolpe.

„Ja, ich bin vor 30 Jahren nach Schwedt gezogen. Der Arbeit und der guten Bedingungen in Schwedt wegen. Und später habe ich dann auch meine Frau kennen gelernt. Und nachdem ich ursprünglich vorhatte, schnell wieder aus Schwedt zu verschwinden, bin ich dann letztendlich hängen geblieben. Und im Jahre 1998 dann von Schwedt nach Stolpe gezogen. Mein Leben ist hier eigentlich sehr geordnet verlaufen. Ich hatte einen festen guten Arbeitsplatz, habe meine Arbeit gerne gemacht. Und auch für DDR-Verhältnisse eigentlich immer gut verdient, so dass wir gut klar gekommen sind. Nach der Wende war ich – aufgrund meines Alters - eigentlich auf einer relativ sicheren Seite und konnte aus Gründen Sozialplan nicht so ohne weiteres gekündigt werden“ (Person 81, männlich, 65 Jahre).

„Eigentlich bin ich mit 21 Jahren nach Schwedt gezogen. Und davor 'ne Arbeitsstelle gefunden. Dann haben wir in Stolpe ein kleines Wochenendhäuschen gebaut und nach der Wende haben wir das praktisch ausgebaut zum richtigen Wohnhaus. Dann bin ich von Schwedt nach Stolpe gezogen und seit dem wohn' ich hier in Stolpe ... Ja, wohnmäßig ist natürlich alles super. Wir fühlen uns sehr wohl hier. Der Weg zur Arbeit - meine Arbeit ist ja immer noch in Schwedt - der ist ... nicht weit, ist 'ne gute Verbindung dahin, und ich finde ... das Wohnen hier einfach super. Wir wohnen hier in der Natur und ist auch 'n schönes Dorf und ja, das gefällt mir einfach“ (Person 82, weiblich, 55 Jahre).

„...ich bin ... gebürtiger Pole, der mit den Eltern erst mit 14 nach Deutschland ausgereist ist, nach Eisenhüttenstadt. Dort ... hab ich bei den Eltern, bis ich 20 wurde, gelebt. Danach nach Schwedt gezogen ... Die Gründe waren, zur damaligen Zeit: bessere Möglichkeiten im Arbeitsleben und fußballbezogene Perspektive. In dieser Gegend Schwedt, wie gesagt, lebe ich seit 1980, mit kleinen Unterbrechungen ... Das bisherige Leben hier in Schwedt und Umgebung und Stolpe, das ist eigentlich ziemlich gradlinig verlaufen bis ... zur Wende. Danach gab's natürlich einige Veränderungen im beruflichen Leben und altersbedingt natürlich auch im Fußballleben. Da hat sich 'ne Perspektive ergeben, beruflicherseits für mich, mit Qualifizierung und, und, und, so dass ich glücklicherweise im großen Unternehmen bleiben konnte. Der Umzug von Schwedt nach Stolpe, der war langfristig geplant, aber auch mit sehr viel Aufwand und mit sehr viel Hingabe durch die ganze Familie begleitet“ (Person 84, männlich, 45 Jahre).

„Hier in Stolpe. Ich bin seit '81 immer am Wochenende hier im Urlaub. Da hatten wir hier ein Wochenendgrundstück gekauft. Nach der Wende waren wir sehr viel draußen. Ich war ja dann arbeitslos. '98 sind wir richtig hier raus gezogen. Und mein bisheriges Leben hier, wie das verlaufen ist – normal, also Haushalt, gesellschaftliche Verpflichtung - Tierschutz, fahren ... Und dann Haustiere noch und 'nen Mann, für den man Essen kochen muss“ (Person 85, weiblich, 63 Jahre).

Um die Sichtweise der jungen Generation zu erfahren, wurden jugendliche Auszubildende in einem überbetrieblichen Ausbildungszentrum befragt, das sowohl im Einzugsgebiet des Oderbruchs als auch der Uckermark liegt.

„Bin hier geboren, ja. In der Stadt Schwedt/Oder ...ich hab hier, wie gesagt, diesen normalen beruflichen Werdegang; die Grundschule absolviert, dann die

Gesamtschule absolviert bis 10. Klasse. Hab danach ein so genanntes Berufsvorbereitungsjahr absolviert ... Hab dadurch berufliche Kontakte, konnte ich dadurch knüpfen. Und hab dadurch eine Lehrstelle erhalten als Bürokaufmann“ (Person 92, männlich).

„...ich wohne jetzt zurzeit in Templin, also auch in der Uckermark ...aber erst allerdings nur ein Jahr ...aber ich hatte Glück, dass ich eine Lehre hier gefunden hab. Ich bin nur reingerutscht. Und wir sind auch umgezogen, um Arbeit zu finden, meine Eltern speziell. Mein Papa hat hier schon Arbeit. Und – ja – jetzt hab ich hier, sag ich mal, Glück gehabt, dass ich hierher gekommen bin“ (Person 98, weiblich).

„Ja, mein bisheriges Leben ist eigentlich so verlaufen, dass wir 2002 hier nach Brandenburg gezogen sind von Sachsen ... Ja, mit meinen Geschwistern ... und dann mussten wir nach Luckow ziehen. Aber meine Mutti ist jetzt schon so lange arbeitslos – also ich seh’ das an ihr, also ich bleib nicht hier. Das weiß ich ganz sicher“ (Person 97, weiblich).

Leben in der Gemeinde

Eine unserer Fragen lautete: *„Was würden Sie sagen, wenn Sie Ihre persönliche aktuelle Situation und die Ihrer Gemeinde (Stadt) beschreiben sollten?“* Die Antworten auf diese Frage lassen sich einigen Themenblöcken zuordnen.

Generell äußert sich Person 83 (männlich, 50 Jahre) zur Situation: *„Ja, das ist eigentlich hier unmittelbar in der Nähe von Angermünde noch ganz in Ordnung. Was man von der weiteren Umgebung, jetzt speziell der Uckermark, nicht mehr sagen kann. Das fängt an, dass die Kinder 30/ 40 Kilometer zur Schule müssen, keine ärztliche Versorgung mehr stattfindet. Nur noch unter Umständen... Dass die ganze Infrastruktur zusammengebrochen ist, keine Chance auf andere Arbeitsplätze, wenig Arbeitsplätze und dann nur in kleinen Firmen, die sich alle nicht an Tarife halten, nicht an Tarife, Urlaub, Geld. Keine Aussicht auf Arbeitsplatzwechsel.“*

Verkehr

Ein eklatantes Problem im gesamten Oderland ist die Situation des öffentlichen Personennah- und -regionalverkehrs. Dies betrifft neben Schülern vor allem ältere Menschen ohne Auto. Sie haben zunehmend Schwierigkeiten, ihr alltägliches Leben zu bestreiten, denn Versorger und Dienstleister sind häufig nicht im Ort.

Person 74 (weiblich, 53 Jahre), Friseurin, erzählt von einer Kundin: *„Also ich hatte neulich ’ne Kundin, die musste dort hinten an der Grundschule aussteigen und musste durch den ganzen Ort laufen. Ja, die kam hier mit hängender Zunge an. Sagt sie: ‚Ja, noch mal würd’ ich das nicht auf mich nehmen’ ... In Berlin fahren die S-Bahnen alle zehn Minuten. Und hier fährt ... nicht mal alle Stunde ein Bus. Mal Vormittag einer, mal Nachmittag einer, und Sie kommen wohl zu dem Ort hin, aber nicht wieder zurück ...Bahnstrecken werden weggerissen, und da sollten Busse für fahren. Und die Busse fahren auch schon nicht mehr ... Also ich muss schon mein Auto haben. Die Fahrerlaubnis ist mein Leben, ja.“*

Auf die Frage nach den Einkaufsmöglichkeiten antwortet ein 65jähriger Mann aus Stolpe: *„Gar keine mehr! Da ist praktisch nach der Wende alles schrittweise krachen*

gegangen! Und für mich wird das an der Stelle kritisch, wenn ich selber nicht mehr Auto fahren kann.

Frage: Und wie wäre das mit öffentlichen Nahverkehrsmitteln zu erreichen?

Antwort: Schlimm! Das ist ganz schlimm! Die einzige positive Einrichtung, die es jetzt dazu gibt, das ist dieser so genannte Rufbus, mit dem man dann die Lücken, die recht groß sind im öffentlichen Verkehr, schließen kann“ (Person 81).

Eine ältere Frau aus Letschin ärgert sich besonders: „In der nächsten Woche fangen die Ferien an, und wir haben keinen Bus mehr ... der uns nach Seelow fährt. Wir fahren mit den Schülerbussen ... wir haben ja in Seelow oder Wriezen oder Freienwalde, da haben wir ja unsere Ärzte. Und wir sind darauf ja angewiesen, dass wir hier einen Bus haben. Und da sieht es denn im Moment ein bisschen schlecht aus ... denn gerade hier im Oderbruch ist ja nun wirklich so verwaist und sind ja nun mehr alte Leute, nicht. Da ist es eigentlich sehr, sehr schlecht“ (Person 71a, weiblich, 75 Jahre).

Und ihr Sohn ergänzt aus der Sicht des Familienvaters: „Naja, hier gibt’s eine Schule, eine große, eine Gesamt-Realschule. Und ... unsere Kinder ... sind dann nach Seelow zum Gymnasium – auch schwierig mit dem Bus. Früh raus, ganz früh raus, spät nachhause“ (Person 71b, männlich, 50 Jahre).

Medizinische Versorgung

Ärztliche Präsenz ist im Oderland prekär. Denn nicht nur in den kleinen Orten ist die Situation angespannt, auch in den größeren sind die Ärzte oft älter. Dies ergibt zusammen mit der Verkehrssituation gerade für ältere Menschen eine schwierige Situation.

Person 78 (weiblich, 82 Jahre) sagt über die medizinische Versorgung aus der Letschiner Perspektive: „Nee, da kann ich nun gar nicht mit zufrieden sein. Also ... das ist wirklich ’n ganz großer Schwerpunkt oder bzw. das ist ein ganz großes Loch hier. Das ist hier ’n Loch. Und es ist nicht bloß hier in Letschin – wir haben zwar hier noch ’ne Ärztin, aber – naja, ich sag mal: naja. Und mehr brauch’ ich dazu gar nicht zu sagen. Und, wie gesagt, ich hatte ja solange auch meinen Arzt ... in Frankfurt. Damals war’s mal der Kreisarzt ... Und dann die Nachfolgerin – der ist ja nun auch in Rente gegangen – in Frankfurt, da war ich dann noch bis Ende des letzten Jahres. Dann hat die sich hier privat gemacht. Ja, und da war mir mein Geld zu schade, so jetzt ’nem privaten Arzt das Geld in den Rachen zu schmeißen; da hab ich gesagt: ‚Also nee, das muss nicht sein! Das muss nicht sein‘. Tja – dann hab ich mir in Seelow ’n Arzt gesucht oder ’ne Ärztin gesucht. Da bin ich eigentlich auch sehr zufrieden mit, aber der Punkt ist jetzt: wie komm ich immer nach Seelow. So – jetzt sind Ferien. Es fährt kein Bus. So – sonst fährt der Schulbus ... Ich sage mal, in Letschin hab ich noch ’ne Apotheke, und ich habe auch zur Not noch ’n Arzt. Aber in den kleinen Dörfern ... die sind einfach darauf angewiesen.“

Person 74 (weiblich, 53 Jahre), die in Letschin arbeitet, aber in Hartenow wohnt, äußert sich ganz ähnlich: „Ja, eine Ärztin ist hier in Letschin, aber – ja. Wo ich herkomme, die Ärzte haben beide aufgehört“.

Person 94 (weiblich, 45 Jahre) spezifiziert: *„Ja, Arzt, Zahnarzt: so was ist vorhanden, aber alles weitere von Augenarzt über Spezialisten – Urologen oder ähnliches – fährt man eben nach Frankfurt, Freienwalde oder sonst wo.“*

Die Auflösung der Landambulatorien bedeutet gerade für Ältere eine Einschränkung der Lebensqualität: *„Wir haben in Letschin 'ne Ambulanz ... gehabt. Das war so schön. Da war ein Zahnarzt; da war ein Frauenarzt; da war ein normaler Arzt. Da wurde geröntgt und, und ... Zwei Zahnärzte und – allerdings Zahnärzte sind wir gut versorgt. Haben wir drei Stück in Letschin“* (Person 73, männlich, 80 Jahre).

Für Person 72 (weiblich, 71 Jahre) ist das Facharztproblem deutlich ein regionales, nicht nur örtliches: *„...und vor allen Dingen auch der Arztmangel; die Fachärzte fehlen zu sehr hier in der Gegend.“*

„Nicht, die Wartezeiten beim Hausarzt werden länger, die Anzahl der Ärzte wird offensichtlich geringer und das ist das, was mir große Sorgen macht“, meint auch ein Einwohner Stolpes (Person 81, männlich, 65 Jahre).

Aber das Problem besteht durchaus auch für junge Leute wie diesen Auszubildenden. In Notfallsituationen kann die Situation schnell prekär werden: *„Zum Beispiel diese Gesundheitsproblematik anzusprechen: Wir müssen jedes Mal dafür 20 Kilometer in eine entfernte Stadt reisen ... Nach Schwedt. Ungefähr so 25 Kilometer, um überhaupt in ein größeres Krankenhaus zu kommen. Vielleicht ein Beispiel zu nennen. Ich habe damals mal sehr starke Migräne gehabt. Und da wurde festgestellt vom Hausarzt, Gehirnhautentzündung. Da haben sie mich eingewiesen ins Krankenhaus Angermünde. Da hat der zu mir gesagt: ‚Na, tut uns leid. Müssen Sie nach Schwedt‘. Da musste ich mit dem eigenen Pkw nach Schwedt fahren“* (Person 92, männlich).

Junge Menschen ohne gesundheitliche Probleme sehen die Situation aus deutlich anderer Perspektive: *„Ja, doch! Ist ganz gut hier. Also Zahnärzte sind hier, Hausarzt ... dann hast du Einkaufsläden, die haben bis zwanzig Uhr offen. Da kann man auch mal nach der Arbeit schnell 'ran“* (Person 76, weiblich, 20 Jahre).

Versorgungslage

Die Versorgung mit materiellen Gütern wird durchaus differenziert bewertet. Wieder spielt die Mobilität eine Rolle, aber auch der Vergleich mit den Verhältnissen in der DDR-Zeit. Gerade ein dörfliches Zentrum wie Letschin hat seine Geschäfts-Infrastruktur weitgehend verloren.

Person 74 (weiblich, 53 Jahre) erinnert sich: *„...ich kenn es auch von jungen Jahren her noch – ja, sind wir hier gerne in die Autowerkstatt gekommen, und da war die Straße rauf und runter: Sie hatten Geschäfte von der Konfektion angefangen über Schuhladen oder auch Haushaltswaren – alles war vorhanden. Und davon ist nicht mehr ein Geschäft ... an der Hauptstraße.“*

Person 72 (weiblich, 71 Jahre) besaß früher selber einen Laden in Letschin und konstatiert mit einiger Bitterkeit: *„Wir hatten hier früher in Letschin – also vor der Wende – wirklich sämtliche Geschäfte hier. Sie konnten hier alles kaufen: Sportgeräte und Möbel und Schuhe und Textilien, und drei, vier Bäcker hatten wir,*

drei Fleischer hatten wir hier. Das ist alles ... - Edeka ist übriggeblieben ...und dann hier der Niedrigpreis ist reingekommen, wo früher Edeka war – ist ja mit Edeka zusammengegangen, nicht, und Bäcker haben wir noch einen hier und einen, der privat in Sachsendorf ist und hier seine Filiale hat. Aber, wie gesagt, wenn wir jetzt irgendwie was brauchen, dann müssen wir immer wegfahren. Und für uns Rentner, die kein Fahrzeug haben, ist das sehr, sehr schwer.“

Person 77 (männlich, 47 Jahre) hat sich mit der Situation abgefunden: *„Einkaufsmäßig – das gibt hier alles. Also – Lebensmittel. Und die anderen Geschäfte sind ja nun alle fast eingegangen. Naja, muss man eben, wenn man irgendwie seine Sachen kaufen will und so was alles, muss man eben nach Frankfurt fahren oder Seelow.“*

Stolpe lebt versorgungsmäßig völlig von Schwedt und Angermünde:

„Na, hier in Stolpe ist ja überhaupt nichts mehr, also soziale Versorgungseinrichtungen gibt's hier gar nicht. Das ist das Günstige, dass ich jeden Tag nach Schwedt zur Arbeit fahr, und dann bring ich mir eben alles mit. Hier auf dem Dorf ist ja gar nichts mehr“ (Person 82, weiblich, 55 Jahre). Und was tun Menschen ohne Auto? „Ja, entweder lassen die sich was mitbringen oder es gibt ja so 'n mobilen Einkaufswagen, die eben Brot und Lebensmittel eben für ältere Leute hier haben, an Ort und Stelle bringen.“

„Versorgung ist ja natürlich hier überhaupt nicht großartig gegeben. Man könnte sich über ... so 'n Lieferwagen und was weiß ich ...- Aber ich denke mal, so lange wir beweglich sind, wird das alles aus Angermünde oder Schwedt chauffiert“ (Person 84, männlich, 45 Jahre).

„Ich krieg ja noch nicht mal 'ne Zeitung gekauft. Na gut, an bestimmten Tagen kommt jetzt irgendwie so 'n ... Auto her. Der Fleischer, der Bäcker, und dann müsste man mit dem Bus nach Angermünde fahren und dort einkaufen oder nach Schwedt ...oder man hat eben ein Auto. Aber wer kein Auto hat, naja, der ist ganz schön blöde dran“ (Person 85, weiblich, 63 Jahre).

Die Eltern von Person 97 (weiblich, Auszubildende) ist aus dem kleinen Dorf, in dem die Mutter wohnt, nach Schwedt gezogen. Sie zieht den Vergleich: *„Ja, in der Stadt geht's eigentlich. Aber auf dem Dorf kann man's total vergessen. Da ist drei Kilometer weiter der nächste kleine Edeka, wo man da mal sich was besorgen kann, aber da kann man ja auch nicht seinen Einkauf, den man für die Woche braucht, erledigen. Das geht ja da auch nicht. Und – ja, wenn man dann hier auf dem Dorf keinen Führerschein hat und kein Auto, dann ist man total schlecht dran. Ja, das ist... Und auch – ich seh's ja auch an meiner Mutti. Ich hab noch zwei kleinere Geschwister. Und mein ... Stiefvater ist jetzt in den Westen gegangen, bloß um zu arbeiten, dass meine Mutti irgendwann mal hinterher kommen kann. Ja, und – also mit Einkaufen ist da nicht viel. Entweder man fragt die Nachbarn oder, wenn mal gute Freunde da sind, dass die dann da mit jemandem einkaufen fahren.“*

Kulturelles Leben

Die kulturellen Bedürfnisse werden gerade im ländlichen Raum durch Eigenaktivitäten befriedigt. Hier gibt es durchaus Strukturen im Oderland, an die der

einzelne anknüpfen kann, die aber durch die Überalterung der Bevölkerung infragegestellt sind. Pendlerbewegungen tragen nicht zur Identifikation mit der Wohngemeinde in dem Sinne bei, dass die Einwohner ihr Dorf in jeder Hinsicht als ihren – zu gestaltenden – Lebensraum wahrnehmen. Bei jungen Leuten tragen auch die neuen Medien mit dazu bei, andere Netzwerke als den Dorfverein zu präferieren. Die Angebote in den größeren Orten setzen andererseits wieder Mobilität voraus.

Person 94 (weiblich, 45 Jahre) sagt: *„Kulturelles Leben wird versucht zu bieten. Sie können sich vorstellen, wir können nicht sagen: ‚Heut Abend geh ich mal ins Kino‘ oder ‚Morgen besuch ich mal ein Philharmonisches Konzert‘ oder so was – das geht alles nicht.“*

Person 72 (weiblich, 71 Jahre), selbst sehr aktiv, schätzt ein: *„Naja, das einzige ist unser Haus Lichtblick, wo öfter mal ... - und dann unsere Heimatstube hier. Die macht auch sehr viel Veranstaltungen. Wir haben auch laufend Ausstellungen hier und auch Dorffeste veranstaltet ... Und vor allen Dingen auch unsere Kirchengemeinde ist sehr gut. Wir haben einen ganz tollen Pfarrer hier, der sich sehr, sehr um die Gemeinde kümmert. Und wir haben auch ein reges Kirchenleben hier.“*

Person 71a ist in ähnlichem Alter (weiblich, 75 Jahre) und stimmt zu: *„Haus Birkenweg haben wir hier ...da ist eben so Heimatstube, nicht, und dann auch die Angebote, und dann so Bücher – haben sie zwei – Chronisten kann man sagen, nicht, interessieren können, die über unsere, naja, - unser ganzes Leben hier so aufgezeichnet haben in ihren Büchern ... Seniorensport haben wir hier.“*

Person 93 (männlich, 50 Jahre) schätzt das Vereinsleben als rege ein und zählt auf: *„Wir haben zum Beispiel hier jetzt 'n Schützenverein. Der ist sehr aktiv. Dann haben wir den Eisenbahnverein. Der ist über die Grenzen hinaus ... schon bekannt. Dann haben wir die Sportvereine sowieso. Dann haben wir hier Akrobatikgruppe und so 'ne Art Stammtisch, Unternehmerstammtisch und so was alles, so 'ne Vereine, Kino e.V., alles. Wir haben schon viele Vereine, wo viele Sachen auch gemacht werden ...ich nenn mal drei Vereine, wo man sich drauf verlassen kann...: das ist der Karnevalsverein, das ist der Schützenverein, das ist hier der Eisenbahnverein. Das sind die drei Sachen – die brauchen bloß mit dem Finger zu schnipsen, dann kommen die Leute“. Die Eigenaktivität der Wenigen gerät jedoch auch an ihre Grenzen: *„Aber ich sag mal so – die Mentalität der Letschiner ist, irgendwo hinzufahren, Geld auszugeben und wieder zurückzukommen. Aber die eigene Sache im Ort, z.B. 'n Kino zu besuchen, machen sie nicht. Das ist aber die Mentalität von Letschin. Bei jedem Dorffest – weil ich hab ja nun auch schon einige Dorffeste mitorganisiert oder so – muss man sagen: ‚Wir müssen die Letschiner irgendwie aus ihren Buden rauskriegen‘. Das ist ganz schwer. Sie glauben gar nicht, was wir uns schon 'n Kopf zerbrochen haben. Die Leute frühmorgens mit Blasmusik aus der Wohnung zu holen. Können Sie alles vergessen ... Stures Volk, ja ... Gucken mal kurz raus aus der Tür und dann wieder rein in den Stall. Das sind die Letschiner ... Man hat so viel auf die Beine gestellt, Geld rausgeschmissen schon, und dann kommt keiner.“**

Einschränkend meint auch Person 71a (weiblich, 75 Jahre): *„Das ist aber – 'ne bestimmte Gruppe ... bloß. Das sind die, die schon immer sehr aktiv waren ... Die Masse zieht sich zurück.“*

Auch in Stolpe berichtet ein „Zugezogener“ (Person 81, männlich, 65 Jahre) über die Bewohner seines neuen Heimatortes: *„...die ursprünglichen Ureinwohner, sind zwar ein bisschen störrisch, aber man kommt mit ihnen klar.“*

Aus der Sicht einer Jugendlichen sagt Person 97 (weiblich): *„...vor zwei, drei Monaten bin ich in die Stadt Schwedt gezogen. Und hab vorher in Luckow gewohnt; das ist bei Casekow. Das ist ja nun auch hinterm Mond gleich links. Ja – Versorgungsmöglichkeiten eigentlich überhaupt nicht. Ein Dorf weiter, da gibt's 'ne Gaststätte, aber was will man sich da schon groß – ja. Und – ja, so eigentlich kulturelles Angebot kann man da auf 'm Dorf ganz vergessen. Da ist vielleicht einmal alle halben Jahre 'ne Veranstaltung, wo denn in irgend 'ner Kneipe mal irgendwie 'n Komiker auftritt oder so. Aber ansonsten ist hier ja tote Hose. Ist ja – man kann ja auch in die Städte gehen, aber da ist ja nicht wirklich was.“*

Über spezifische Jugendprobleme berichtet Person 95 (männlich): *„...für die Jugendlichen, muss ich noch mal dazu sagen, ist sehr wenig ...wir waren früher in einem Jugendklub alle zusammen, von der Klasse ein paar und vom Freundeskreis noch. Und wir sind nach der Schule hingegangen, haben Hausaufgaben gemacht, haben gehillt, haben alles mögliche gemacht zusammen, und dann sind wir abends nachhause. Und, ich mein, was macht man heute? Man kommt nachhause. Man freut sich nicht mehr auf den Feierabend, sag ich mal. Weil man nichts mehr zu erleben hat. Also mit Freunden so, weil viele müssen arbeiten und manche verschlägt das, wie gesagt, nach Berlin und so, und manche arbeiten in Schichten schon. Und man kann sich halt nicht mehr so oft treffen. Und wenn man sich trifft, dann halt – Polizei im Nacken. Also das ist wirklich so. Wenn wir auf dem Hinterhof sitzen, schallt ja, und verstehen wir ja auch. Bloß - wo sollen wir hin?“*

Person 71b (männlich, 50 Jahre) reflektiert über mögliche Tourismusentwicklung: *„...diese Radtouristen ... na gut, die halten sich ein, zwei Tage hier auf, und dann geht's weiter. Also ich denk mal, vom rein finanziellen Aspekt her – gut, man hat vielleicht ein Zubrot, aber davon leben wird wohl keiner können.“*

Bleiben oder Gehen

Arbeit als Entscheidungskriterium

„Frage: *Und warum, wenn Leute gehen, gehen sie?*

Antwort: *Na, ja, wegen Arbeit und wegen Geld ...und es gehen auch viele, weil sie sagen: ‚Im Westen verdien' ich besser'. Ich meine, wer, wer 'ne gute Ausbildung hat, und, und, der macht doch im Westen eher Karriere. Und ich find' es total daneben, dass man den Osten eigentlich so vergisst“* (Person 85, weiblich, 63 Jahre).

Arbeit steht an erster Stelle nicht nur bei der Frage nach Gehen oder Bleiben, sondern insgesamt für die Lebenszufriedenheit bzw. die elementare Lebenssicherung. Viele bleiben, weil sich ihnen keine Alternative eröffnet, denn mit der Situation vor Ort sind sie durchaus nicht zufrieden. Viele sind arbeitslos. Bestehende Arbeitsplätze sind bedroht und oft schlecht bezahlt. Ein Kompromiss zwischen Gehen und Bleiben ist oft das Pendeln. Besonders für einkommensschwache Berufe stellt dies offenbar in letzter Zeit eine attraktive Alternative zu häuslicher Arbeitslosigkeit dar. Dies kann jedoch durchaus einen Einstieg in das Verlassen der Region bedeuten.

Person 74, (weiblich, 53 Jahre) sagt über ihren Arbeitsplatz in Letschin: „Na, ich bin jetzt seit zwei Jahren hier angestellt ... Ich hoffe, dass ich noch ein paar Jahre bleiben darf. In meinem Alter ist das ja auch nicht so einfach, ja, noch mal 'ne Arbeit zu finden. Einen Beruf haben wir nur erlernt und den haben wir – hab ich bis jetzt ausgeführt. Und, ja, ich wüsste jetzt im Moment nicht, wohin. Ich muss für mich alleine sorgen, wie gesagt; mein Mann ist verstorben.“

Person 94 (weiblich, 45 Jahre) berichtet über ihren Mann: „Der ist direkt aus Letschin. Schon immer und ewig. Aber er war dann auch schon arbeitsmäßig halt woanders ... in Irland schon mal ... Naja, er hat beim Bau ja doch nicht so feste Sachen; grad über Winter ist das schwierig. Und wenn die Löhne ausbleiben für den Chef, dann kann er seine Leute auch nicht mehr halten. Das ist natürlich 'ne schwierige Angelegenheit.“ Dies erinnert stellenweise an den Bericht des gelernten Tiefbauers und Filmvorführers. An anderer Stelle erklärte diese Interviewte: „Die Arbeit, die muss da sein, damit 's Menschen gut geht. Weil es ja sonst auch krank werden lassen kann und krank macht ... Ja, an meinem Mann seh' ich das. Meinen Mann hat das ganz doll krank gemacht. Und wenn er keinen Job hat ... ist er depressiv. So dass man dann wirklich zu solchen Fachärzten auch weit muss; der ist ja nicht vor der Tür.“

Person 71b (männlich, 50 Jahre) schätzt den Anteil der Arbeitslosen in Letschin: „Rein vom Gefühl her würde man eher denken, mehr arbeitslos als Leute, die arbeiten, ja ... Ja, man kennt sich ja. Einfach vom Erzählen her und ... - kriegt man schon mit. Also ist ja dann schon die erste Frage: ‚Hast Du Arbeit?‘ oder: ‚Wie geht's auf Arbeit?‘ oder so. Viele reden ja so, ne, und das merkt man dann schon und dass das nicht doll ist. Und wenn jemand Arbeit hat, ... muss er auch erhebliche Strecken fahren oder ist in der Woche weg und Wochenende bloß zuhause oder wie auch immer oder so. In der Umgebung ist ja hier nicht viel. Also es sieht schlecht aus, eigentlich sehr schlecht aus.“

Person 93 (männlich, 50 Jahre), Gastwirt, berichtet: „Und wie ich so mitbekommen habe, haben die Eltern dann auch schon gedrängt: ‚Sucht euch endlich Arbeit! Macht aus euerm Leben was! Ihr könnt nicht jeden Tag bis um zwölf im Bett liegen‘. Und gerade wenn man hier – man hat sie ja ständig als Laufkundschaft, dann hört man das immer, nimmt das auf. Und dann ging es dann los ab März/ April, wo die ersten dann gesagt haben: ‚Und tschüß, wir gehen‘. Nach Österreich, nach Norwegen, nach Dänemark, nach der Schweiz ... Und die Leute haben jetzt Geld, wenn die jetzt hierher kommen. Die haben Geld und lassen das Geld auch hier in Letschin ... Die lassen sich das Wochenende auch was kosten ... Also da muss ich ganz ehrlich sagen ... das haben sie auf die Reihe gekriegt. Die sind alle so zwanzig – zwanzig/ dreiundzwanzig.“

Person 95 (männlich), Auszubildender, schildert, wie schnell aus solchem Pendeln ein Umzug ins Ausland werden kann: „Da muss ich dazu sagen, vom früheren Freundeskreis sind zwei in die Schweiz gegangen und sagen, das ist wirklich Top da. Also wenn man da sieht mit Arbeitsbedingungen und allein schon Geld ... Also im Gegensatz, was wir hier verdienen in der Umgebung oder alleine in Deutschland, sag ich mal. Es gibt ja auch viele Berufe, die in Deutschland gut bezahlt werden und dann in anderen Ländern schlecht oder schlechter. Und das ist halt in dem Beruf nicht so ...also einer war Gerüstbauer, einer Maler. Und die haben gesagt, die verdienen fast das doppelte ... Und einer ... ist in Dänemark. Der macht da Maler“.

Über seine eigenen Berufspläne sagt derselbe Auszubildende: „Also Berufspläne: wie gesagt, ich möchte gern in dem Beruf weiterarbeiten als Kaufmann für Bürokommunikation. Ja, und ich hoffe, dass ich hier in Schwedt oder Umgebung was kriege. Wenn nicht: ich bin nicht abgeneigt, wegzugehen. Ja, aber in erster Linie suche ich halt hier in der Umgebung. Hier ist alles: Freunde von mir ... Auf jeden Fall! Also ich hab keine Lust, irgendwie arbeitslos zu sein, nur zuhause ... Das ist nicht so mein Fall. Sonst hätte ich ja das Vorbereitungsjahr nicht machen müssen ... Ausland ist noch fraglich bei mir, weil, ich sage mal, das ist ein Beruf, den ich jetzt lerne, der ist wirklich, sagen wir mal, wo man sich verständigen muss, sag ich mal ... Aber wenn ich jetzt in London in einem großen Hotel – irgendwas – arbeite als Bürokaufmann, dann würde ich natürlich London nehmen.“

Auch eine andere Auszubildende mit klaren Berufsperspektiven in Templin hält sich die Möglichkeit des Wegzugs offen: „...also wenn ich hier keinen Job finde, der, sag ich mal, auch dementsprechend meinem Beruf passt mit Tourismus, dann guck ich halt irgendwo anders, wo ich in diesem Bereich was finde“ (Person 98, weiblich).

Ein anderer schwankt zwischen zwei Regionen: „Ich würde eher weggehen. Ich würde hier nicht bleiben. Also ... ins Ausland würde ich nicht gehen, aber suchen in Bayern, in der Gegend. Wird man eben doch besser bezahlt. Und man hat auch da mehr Chancen, Arbeit zu kriegen ... So Köln, in der Gegend und Ruhrgebiet. Da war ich nämlich schon öfters, und da hat's mir sehr gut gefallen“ (Person 96, männlich).

Ganz klar ist der Wegzug für eine andere Auszubildende: „...ich bleib nicht hier. Ich geh nach der Ausbildung weg. Wenn ich sogar 'n Ausbildungsplatz mittendrin kriege, würde ich auch weggehen ... Also mein Stiefvater ist mit meinem Stiefbruder schon runtergegangen in den Westen bei Kassel da unten. Ja, und meine Mutti hat gesagt ... wenn sie da Arbeit findet, dann geht sie da auch hin. Müssten zwar – meine Geschwister müssten wieder die Schule wechseln, aber, ich denke mal, da unten wird denen auf jeden Fall mehr geboten als hier in Brandenburg. Das ist klar meine Meinung“ (Person 97, weiblich).

Die Schlussfolgerung erscheint klar: Jugendliche in der Region machen sich nicht die geringsten Illusionen über die Härte des Arbeitsmarktes. Ein gelingendes Leben wird mit sicherer Arbeit assoziiert. Diesem Umstand ordnen sie ihre Pläne und Entscheidungen unter. Ob sie emotional nun lieber gehen oder bleiben würden: Auffällig wenige scheinen „jugendtypisch“ in den Tag hinein zu leben. In der Regel bilden sie Zielhierarchien, die sukzessive abgearbeitet werden in der Art: ‚wenn nicht sofort nach der Arbeit hier, dann in „Westdeutschland“ oder gar im Ausland‘ oder ‚Pendeln nach Skandinavien oder der Schweiz und mal sehen, ob man dort von dem Geld auch leben kann‘. Dass auf diese Weise die Bildungsbemühungen der Region mittelfristig kaum in dieser selbst fruchtbar werden können, erscheint als logische Konsequenz.

Viele Menschen mittleren Alters sind längst weggezogen. Junge Leute mit höherer Schulbildung gehen oft des Studiums wegen in eine andere Region. Die Chancen des Wiederkommens sind gering.

Person 72 (weiblich, 71 Jahre) erzählt von ihrer Familie: „Meine Tochter ist auch nach drüben gegangen. Mein Enkelsohn, der hat drüben – mein Schwiegersohn war dann hier arbeitslos geworden; dann hat er sich als Vertreter durchgeschlagen. Ja,

wissen Sie, das hat mal gerade für die Benzinkosten gereicht. Denn die letzten Jahre waren ja mehr oder weniger die Sachen schon alle abgegrast. Ja, und dann hat er 'ne Stelle da bekommen, und dann sind sie natürlich nachgezogen ... Und meine Enkeltochter, die studiert in Berlin. Da wird jeder Pfennig gebraucht, nicht? Der Sohn ist voriges Jahr – der lernt in Dessau – hier gibt's keine Lehrstellen. Und da sind wir zufrieden gewesen, dass wir überhaupt eine bekommen haben. Und das ist ja heute so bei den Jugendlichen hier: Die dürfen sich gar nicht auf einen bestimmten Berufswunsch festlegen. Die müssen nehmen, was kommt ... Meine beiden ältesten Enkel sind beide nach drüben gegangen und haben drüben gelernt. Nicht, der eine ist jetzt zurückgekommen. Der ist jetzt in Berlin. Dem geht's an und für sich sehr gut.“

Person 74 (weiblich, 53 Jahre) sagt: „Na, meine Tochter wohnt in Frankfurt, hat da 'ne Familie gegründet. Und mein Sohn ist zur Zeit beim Bund. Hat aber auch 'ne Arbeit in Berlin gehabt. Und wird dort auch wieder in diese Richtung gehen. Er hat in Königs Wusterhausen 'ne Wohnung – also wird nicht wieder – eigentlich nicht wieder zurückkommen.“

Person 73 (männlich, 80 Jahre) berichtet von den Familien seiner drei Söhne. Seine Äußerungen illustrieren sehr gut das zugleich offene ihrer Situation und wenig hoffnungsvolle für die Region: „Also wir haben jetzt die Enkeltochter: keine Arbeit, nur eine Arbeit in 'ner Arbeitsstelle in Hamburg. Ja, und die zieht wirklich weg ... Tja – also **der Große** in Lebus, der hat zwei Mädchen. Die eine, die hat an der Uni studiert, in Frankfurt. Die ist jetzt dabei, ihren Doktor zu machen ... Und die sind jetzt in Saarbrücken gelandet. Die ist dort an der Uni ... Die Jüngere – seine jüngere Tochter, die wird dann nächstes Jahr aus der Schule kommen, aus dem Gymnasium ... Ja, wie gesagt, **der Mittelste**, der hat – die nach Hamburg geht. Und einer, der Sohn, den er hat, der geht noch zur Schule. Der ist auch – Letschin hat zugemacht, keine siebente Klasse – also nach Seelow, nur in Seelow noch 'ne siebente Klasse ... was da nun draus wird, weiß man auch nicht. Und **der Jüngste** ist unverheiratet – ganz einfach ... der wohnt bei Hotel Mama. So – aber der hat den Betrieb.“

Person 94 (weiblich, 45 Jahre) illustriert den Weggang vieler Verwandter am Beispiel zweier Schwestern ihres Mannes: „Aus beruflichen – immer eigentlich aus beruflichen Gründen, weil sich hier nicht soviel bot. In Kienitz zum Beispiel war 'ne Schuhfabrik; zwei Schwestern von ihm waren dort beschäftigt. Und nun ist die zu schon lange, und man musste sich neu orientieren. Dann sind sie in Hauptstadt Nähe gegangen. Ringsrum den Gürtel sozusagen“. Und hinsichtlich ihrer zwei Töchter erklärt sie: „Ich hab sie gefragt, weil ich ja wusste, dass Sie kommen. Und beide haben, wie aus der Pistole geschossen, gesagt: gehen. Und 'ne andere Wahl haben sie nicht.“

Aus dem Oderland in den ‚Speckgürtel‘ um Berlin zu ziehen, ist keine Seltenheit. Auch die Herkunftsfamilie von Person 93 (männlich, 50 Jahre) tat dies vor Jahren: „Ja, also erst mal komplett meine ganze Familie. Wir waren ja zehn Kinder. Meine Mutter und mein Vater, die da damals das Haus gebaut haben, sowieso. Dann waren wir – ich hatte fünf Schwestern und vier Brüder ... der eine ist hier in der Nähe geblieben, in Kienitz. Der Rest hat sich ganz im Raum Berlin – im Speckgürtel Berlin haben sich alle niedergelassen. Und ... Voraussetzungen sind eigentlich nur mit der Arbeit. Mit der Arbeit. Hier gibt's nichts weiter. Da haben sie gesagt: ‚O.K., dann müssen wir dahin, wo die Arbeit ist‘.“

Aus der Schwedter Perspektive erinnert sich Person 81 (männlich, 65 Jahre): *„Hauptsächlich hab ich festgestellt, dass Leute aus Gründen ‚Arbeit‘ gegangen sind. Zum Beispiel unmittelbar nach der Wende, haben die jungen, guten Leute gar nicht drauf gewartet, dass sie rausgeschmissen werden, denn sie wären die ersten gewesen; sondern die waren sofort weg. Waren sofort weg, so dass im Grunde genommen, ja, die Alten, die durch den Sozialplan gesichert waren, übrig geblieben sind ...das scheint ja jetzt ein Trend zu sein, und halte ich auch für das größte Problem der Gegend, dass zu wenig Arbeitsplätze erstmal generell vorhanden sind und dass die Arbeitsplätze, die da sind, bis auf solche Ausnahmen wie PCK und die Papierfabriken sehr schlecht bezahlt wird, so dass die jungen Leute im Grunde genommen gar nicht in der Lage sind, mit dem Geld, was sie verdienen, zum Beispiel 'ne Familie zu gründen.“*

Bei einem Bundesbeamten aus Letschin (Person 71b, männlich, 55 Jahre) ist die familiäre Situation gemischt: *„Hier sind nur zwei, die noch hier sind. Also das ist mein Bruder, der hier in Letschin wohnt und ich. Und eigentlich ist man dann schon verwurzelt hier. Es geht aber auch nur, wenn man dann hier auch Arbeit hat und seine Tätigkeit hier ausüben kann ... Informatiker ist mein Sohn, der ist in München ...mein kleinerer, der hat Ausbildung ... In Eisenhüttenstadt. Also noch in Brandenburg, immerhin!“*

Aber es gibt natürlich auch die ‚Gewinner‘ mit den festen Arbeitsplätzen in Familie und Freundeskreis: *„Na, in den letzten zehn Jahren ist bei uns in der Familie eigentlich nicht viel passiert, muss ich sagen. Also alles ... was hier ansässig war, ist auch soweit hier geblieben, in dieser Region“* (Person 84, männlich, 45 Jahre).

Wohneigentum als Bleibegrund

Jedoch bleiben nicht nur Menschen gut oder weniger gut bezahlter Arbeit wegen. Viele sind durch ihr Wohneigentum in einer Zwangslage. Was einerseits Identität stiftet, hemmt andererseits persönliche Flexibilität.

Person 74 (weiblich, 53 Jahre) sagt von ihrer Situation: *„Das ist eigentlich generell. Meine Tochter hat auch gesagt: ‚Weißt Du, Mutti, du hast das Grundstück. Aber ich kann nicht zu dir hinziehen‘ ... Sagt sie: ‚Wir müssen uns orientieren, wo wir Arbeit kriegen‘“. Und sie fährt fort: „Wenn ich jetzt auch mein Grundstück verkaufen möchte: ich würde es auch gar nicht loswerden. Denn die Flucht ist so groß, dass hier viele Häuser leer stehen und das – ja. Auch gute Häuser, ja, dass sie sie nicht loswerden. Oder sie müssen 's verschenken.“*

Die besonders schwierige Situation einer ihrer Töchter schildert Person 72 (weiblich, 71 Jahre). Für diese Tochter und ihren Ehemann gibt es die Möglichkeit des Weggangs nicht: *„Das können sie nicht. Erstmal – der Schwiegervater und die Schwiegermutter sind beide sehr krank. Er hat selber ein Grundstück. Dann ist das Grundstück von seinen Eltern. Und meins auch noch. Also mein Schwiegersohn tut mir echt leid! Der muss für drei Häuser ... gerade stehen! Also die können gar nicht weg hier.“*

Auch die 45jährige Lehrerin (Person 94) fühlt sich durch ihr Wohneigentum gebunden: *„...als die Wende kam, hatte ich meinem Mann gesagt: ‚Wir werden*

weggehen', da hatten wir ja das Haus noch nicht ... aber wir haben dann gebaut, und jetzt hält uns 'n Stück was fest. Das Haus ist doch etwas Bindendes.“

Aber nicht nur der Verkauf von Wohneigentum ist finanziell und emotional schwierig; viele Wohneigentümer sind verschuldet. Person 83 (männlich, 50 Jahre) schildert deren Situation folgendermaßen: *„Ja, viele sind ja hier, die haben hier Wohneigentum und pendeln in die alten Bundesländer zur Arbeit, um ihre Kredite hier abzubezahlen. Die haben die Kredite aufgenommen, als sie hier noch Arbeit hatten ... So dass den Leuten nichts anderes übrig bleibt, wie die Arbeit im Westen aufzunehmen, in den alten Bundesländern und hier ihre Kredite abzuzahlen.“*

Die Zukunft des Wohnortes in 20 Jahren

Die Situation des Wegzugs der Bevölkerung im Erwerbsalter und die damit verbundene Überalterung der Region ist natürlich auch die zentrale Vision, fragt man die Interviewteilnehmer nach ihrer Prognose für das Oderland in zwanzig Jahren.

Person 76 (weiblich, 20 Jahre) sagt: *„Mehr Alte. Weniger Junge. Denk ich mal. Also die werden weg gehen. Selber ihre Familie gründen – also in die alten Bundesländer gehen oder so, ne. Und viele Alte eben werden hier sein.“*

„Also wenn ich Letschin in zwanzig Jahren seh', dann seh' ich auf jeden Fall, dass es kein Platz im Seniorenheim geben wird, ein großes Gedränge werden wird, dass es hoffentlich genügend Personal dann geben wird, das ausgebildet ist, um auch zuhause Menschen helfen zu können“, meint ganz ähnlich Person 94 (weiblich, 45 Jahre).

Ein Befragter (Person 93, männlich, 50 Jahre) äußert über Letschin: *„Das wird richtig mal 'n chices Dorf. Weil ich die Grundrisse schon mal gesehen habe – wird 'n richtig schönes Dorf. Aber das Problem, was sie alle haben, ist – die Jugendlichen zu halten“. An späterer Stelle malt er diese Skizze aus: „Überaltert. Überaltert. Ich seh' das jetzt mal so – ich möchte jetzt mal Letschin mal so 'n bisschen weggehen, möchte mal nach Wollup gehen, wo ich herkomme – und da wohnt von meiner Freundin – die Großeltern wohnen da. Und da hat man schon das Gefälle. Auf der einen Seite ist alles leer; die linke Seite haben alle gebaut; die wohnen da jetzt noch. Aber die Frage ist jetzt, wieweit wird man da alt. Irgendwann steht man da: ‚Verkaufst du, verkaufst du nicht? Wenn du verkaufen willst – wer soll das kaufen? Hier aus 'm Ort wird keiner kaufen'. Alle werden sagen: ‚Ich zieh doch aus Deutschland – ich zieh jetzt nicht nach Wollup. Da hab ich keine Einkommensmöglichkeiten; da hab ich das, das, das nicht', sag ich: ‚wir würden da nie hingehen'. Also würd' man sagen: ‚O.K., ich verkauf das Grundstück für Appel und Ei', sagen wir's mal so – also das ist – so wird's in Letschin auch sein, dass die ältere Generation hier bleibt. Aber Junge werden hier nicht nachkommen.“*

Person 82 (weiblich, 55 Jahre) malt ein sachlich ähnliches, aber emotionaleres Bild: *„Kann ich mir nicht vorstellen. Eher ausgestorben. Wenn man das jetzt schon sieht, in Stolpe, was ist denn da großartig an jungen Leuten noch? Na, da sitzen 'n paar alte Rentner vor der Tür und tja - Eher gar keinen mehr. Oder es sitzen nur Berliner hier, die am Wochenende spazieren gehen. So stell ich mir das vor.“*

Ein ähnlich emotionales Szenario, nur aus einer eher naturschützerischen Perspektive kommt von Person 85 (weiblich, 63 Jahre): „*Furchtbar! Dann hat wahrscheinlich doch der Konsumtourismus hier überrollt und die ... Uhus und die Falken oder was nicht alles, sind weg ... Also ... wenn man nicht wachsam ist, könnt' ich mir vorstellen, dass Schlimmes passiert. Also, wie gesagt, ich kann's mir vorstellen, dass man hier auch die Gegend ganz schön nieder machen kann*“. Die Interviewte kommt zum Schluss: „*...meine, dass die Politiker nicht zu lange am Ruder sein sollten. Och, wenn ich die Kommunalpolitiker sehe und dieser ganze Filz, also das ist Filz, da erstickt man. Und da müsste mal 'n bisschen mehr gelüftet werden.*“

Person 84 (männlich, 45 Jahre) bewertet die Tourismusproblematik anders: „*Aber ... von meiner Warte wird es ... eine ... saubere Infrastruktur sein. Also ... die Qualität der ... Häuser, der Straßen verbessert sich langfristig auch ...ich bin ... eigentlich sehr zuversichtlich, dass es ... eine ... schöne, runde Gegend wird, die sehr viel Leute anziehen wird. Da müsste man vielleicht dann nachher irgendwie mal abwarten, wie sich diese Geschichte ... des Tourismus entwickelt.*“

Zusammenfassung

Aus dem Oderland wandert man ab. Dafür gibt es verschiedene Muster. Es besteht eine nicht unerhebliche Binnenmigration in den engeren Verflechtungsraum Berlin-Brandenburg. Zunehmend wandern vornehmlich gut ausgebildete Jüngere über die Landesgrenzen in Richtung Westdeutschland (z.B. Hamburg, Bayern). Eine Fernpendlerbewegung findet durch junge einkommensschwache Personen in Richtung Skandinavien, Holland, Österreich, Schweiz statt. Dieser Prozess beinhaltet zum Teil auch eine emotionale Neuorientierung auf die Pendlerziele. Für die in den Ortschaften verbliebenen Personen war und ist Pendeln zwischen Wohnort und relativ nah gelegenen Arbeitsort natürlich eine Selbstverständlichkeit. Diese Prozesse sind vornehmlich Probleme des ländlich strukturierten Oderbruches. Zusätzlich ist von Schwedt aus eine Migrationsbewegung in das Umland festzustellen. Akteur dieses Prozesses ist oft gut bezahltes Fachpersonal der Papierfabriken und des PCK. Probleme ergeben sich aus diesem Prozess nur insofern, als das Wohnen im Umland eigene Mobilität unabdingbar voraussetzt. Der öffentliche Personennahverkehr wird hier als ausgedünnt erlebt. Insgesamt muss aber gesagt werden: Es gilt, dass Jugend geht und Alter bleibt. Straßenneubauten und Modernisierungen von Gebäuden wirken vor diesem Hintergrund realitätsfern und fast gespenstisch. Die bestehenden Einfamilienhäuser werden perspektivisch kaum vererbt. Hier wohnen auch sozial Schwächere, die durch ihren schwer verkäuflichen Besitz an die Region gebunden sind.

Das Leben in der Region lässt sich durch folgende Muster beschreiben:

Für einen Berufstätigen ist das Leben ohne Auto kaum bestreitbar. Aber auch ältere Menschen haben zunehmend Probleme mit der Ausdünnung des Nah- und Regionalverkehrs. Sie reagieren zum Teil erbost und hilflos auf weitere Strecken- und Haltepunktstilllegungen. Öffentlicher Personennahverkehr ist oft an das Schülerbussystem gekoppelt. Das bedeutet für ältere Menschen auch, dass sie in den Ferien nicht befördert werden. Diese Beförderung ist dringend notwendig für Arztbesuche außerhalb der Wohnorte. Denn gerade Fachärzte gibt es in ländlichen Gebieten kaum. Auch in den Städten sind die Fachärzte oft alt. Für ihre Nachfolge ist

nicht gesorgt. Diese Misere veranlasst durchaus auch ältere Menschen, mit dem Gedanken der Abwanderung zu spielen.

Ein weiteres drängendes Problem besteht im Abbau von Schulkapazitäten. Dies führt zur Infragestellung ganzer Schulen; die Schulauswahl ist eingeschränkt, Schulbesuche mit größeren Pendelbewegungen verbunden. Der auswärtige Grundschulbesuch wird zunehmend mit Prozessen der Auflösung des Gemeinwesens in Verbindung gebracht. Schule als Ort sozialen Lernens, der Identitätsbildung und der Bindung an den Heimatort wird stark gefährdet.

Kleinere Orte werden häufig nur noch von ambulanten Händlern im Wochentakt beliefert. Einkäufe oberhalb der Grundversorgung finden in den Kleinstädten statt. In Letschin brach nahezu der gesamte Einzelhandel zusammen.

Kultur bedeutet im ländlichen Raum vorwiegend Aktivität in Vereinen. Diese sind oftmals überaltert und leiden unter mangelndem Nachwuchs. Oftmals ist die kulturelle Mobilisierung der ländlichen Bevölkerung schwierig. Dennoch kommt diesen Vereinen eine große Bedeutung für Identität und Lebenszufriedenheit vieler Bewohner zu.

Das gesamte Oderland ist durch eine vielfältige und äußerst reizvolle Natur gekennzeichnet. Dies ist durchaus ein Faktor für die Lebensqualität. Allerdings bestehen nicht unerhebliche Hoffnungen, dass sich insbesondere die Oderlandschaft und geschützte Gebiete zu touristischen Magneten entwickeln könnten. Gerade in diesen Gebieten besteht ein starkes Spannungsverhältnis zwischen ökologischen und ökonomischen bzw. Freizeitinteressen.

Unterschiedliche Situationen – differenziertes politisches Handeln

Handlungsoptionen für die Kommunalpolitiker

Aus der Analyse der demographischen Daten und vor allem der Meinung der Interviewten verschiedener Regionen des Landes Brandenburg lassen sich folgende politische Handlungsfelder ableiten:

1. Handlungsfeld ‚Arbeit‘

In allen drei Untersuchungsgebieten wird sehr deutlich, dass der Besitz eines ansprechend bezahlten Arbeits- bzw. Ausbildungsplatzes mit Perspektive und dessen gute Erreichbarkeit die wichtigsten Indikatoren dafür sind, ob Menschen in den Gemeinden bleiben oder ob sie abwandern. Dies bezieht sich in erster Linie auf die Gruppe der Jüngeren und auf Personen mittleren Alters, mit zum Teil guter beruflicher Ausbildung.

Deshalb sollte es vordringlichste Aufgabe in den Kommunen sein, zumindest für den Erhalt bestehender Arbeitsplätze alles zu tun. Die wenigen Chancen, neue Arbeitsplätze in den Regionen zu schaffen, sollten konsequent genutzt werden. Diese Handlungsoptionen betreffen in besonderer Weise das Oderland und Eisenhüttenstadt.

Völlig klar ist, dass der Erhalt und ein bescheidener Zuwachs von Arbeitsmöglichkeiten durch kommunalpolitische Bemühungen kaum zu leisten sind. Hier müssen ordnungspolitische Maßnahmen des Bundes und des Landes und ernsthafte Bemühungen der wenigen großen Arbeitgeber nachdrücklich gefordert werden.

Für die Eisenhüttenstadt und das Oderland wären durch die Entwicklung praktikabler Tourismus-Konzeptionen im Bereich des Hotel- und

Gaststättengewerbes und der Freizeitaktivitäten von Besuchern neue Erwerbsmöglichkeiten im bescheidenen Umfang denkbar. Erwartungen hinsichtlich großer Tourismusströme sind weder von der Mehrheit der Bevölkerung gewollt noch realistisch. Sanfter Tourismus erscheint als das Wünschenswerte. Ansiedlungen von riesigen Großviehanlagen und endlosen Windparks wären in diesem Zusammenhang als Störung der einmaligen natur-kulturräumlichen Einheit zu verstehen und kontraproduktiv.

2. Handlungsfeld ‚Wohnen‘

Hinsichtlich der Wohnstruktur und -situation unterscheiden sich die drei Untersuchungsgebiete gravierend. Eisenhüttenstadt bietet zum vorwiegenden Teil Mietwohnungen in großen Mehrfamilienhäusern der 1950er bis 1980er Jahre. Durch Abriss und Modernisierung ist das Mietzinsniveau zumindest für ostdeutsche Verhältnisse sehr hoch. Eine tatsächliche Marktsituation ist für die Bürger auf Grund der Monopolisierungstendenzen schwer erkennbar. Kommunalpolitik sollte die Bürger vor explodierenden Mieten schützen. Ergänzt wird diese Wohnstruktur durch eine Ansiedlung von solventen, jüngeren Familien in Einfamilienhäusern außerhalb des Stadtgebietes. Eine ähnliche Situation besteht in Schwedt und Umgebung. Hier bietet sich für kommunalpolitisches Handeln an, Flächen im Stadtgebiet für Eigenheimbau frei zu geben bzw. attraktive und bezahlbare Wohnungen in den jeweiligen Zentren zu bauen.

In den ländlichen Gebieten des Oderlandes gibt es eine tradierte Wohnstruktur. Bis auf wenige Mietwohnungen in den so genannten Dorfhochhäusern aus der DDR-Zeit existieren hier im Wesentlichen eigene Siedlungshäuser und Einfamilienhäuser unterschiedlicher Bauperioden. Dieses Wohneigentum wirkt als Anker und Bleibegrund für Ältere als auch Jüngere der Abwanderung entgegen. Durch den massiven Wegfall ländlicher Arbeitsplätze führt dies aber auch zu einem starken Pendelverhalten zwischen Wohnen und Arbeiten in fernerer Regionen. Auch Fälle von Pseudo-Migration (Wohnortwechsel zu Arbeitszwecken, ohne Aufgabe des heimatlichen Wohneigentums; Absicht, zu einem bestimmten Zeitraum zurückzukehren)

häufen sich. Kommunale Förderung der Schaffung von Wohneigentum könnte helfen – zumindest langfristig – weitere Abwanderung zu bremsen.

Ganz anders stellt sich die Lage in Strausberg dar. Hier gibt es eine gute Mischung aus Eigenheimen und unterschiedlichen urbanen Mietwohnungen. Die Berlinnähe und die gute Verkehrsanbindung machen die Vereinbarkeit von Wohnen und Arbeit relativ leicht. Wohnen im Grünen, nahe See und Wald, zudem in der Nähe einer Metropole machen Strausberg attraktiv und führen zu Bevölkerungswachstum. Befürchtet werden allerdings auch allgemeine Preis- und Mietsteigerungen durch den Zuzug zu vieler fremder Bürger aus Berlin und der Brandenburger Peripherie. Kommunalpolitik sollte hier einem möglichen Mietwucher entgegenwirken und bezüglich des Zuzuges nicht unbedingt auf das Olympische Prinzip setzen.

3. Handlungsfeld ‚Verkehr‘

Auch hier sind die Situationen der drei untersuchten Regionen deutlich verschieden. In Strausberg wird die Verkehrsanbindung in der Regel als gut und günstig eingeschätzt. Möglicher Handlungsbedarf ergibt sich allerdings hinsichtlich der Verbesserung des Regionalverkehrs nach berlinferneren Zielen. Oft sind sie nur umständlich via Berlin zu erreichen. Die beabsichtigte Privatisierung der Deutschen Bahn wird zu zusätzlichen Verschlechterungen führen. Es ist zu überlegen, ob nicht durch Druck auf den Bund späteren aufwendigen Reparaturmaßnahmen rechtzeitig entgegengewirkt werden sollte.

In Eisenhüttenstadt sind die Wege der noch in der Stadt Tätigen zur Arbeit relativ kurz. Dies liegt an der planerischen Gründungsidee, Arbeit und Wohnen eng miteinander zu verbinden. Komplizierter ist die Situation für die Pendler, sofern sie es ablehnen, täglich drei Stunden mit dem Auto zu fahren. Das Zubringersystem zur Bahn arbeitet nicht zufrieden stellend. Unbedingt ist von weiteren Verschlechterungen des Bahnverkehrs nach Frankfurt an der Oder abzusehen. Schwierig ist auch die Erreichbarkeit von in der Stadt nicht mehr vorhandenen Fachärzten. Zu überlegen wäre, ob hier flexible

Verkehrslösungen, wie etwa Rufbusse oder Sammeltaxis für nicht motorisierte, vorwiegend ältere Bürger, helfen können, deren Mobilität zu erhöhen.

Bis auf die Städte Schwedt und Angermünde stellt sich die Verkehrssituation in den ländlichen Bereichen des Oderlandes gänzlich anders dar. Die meisten Gemeinden sind in der Regel höchstens 3 bis 4 Mal täglich mit dem Bus, einige Kommunen nur mittels Schulbussen öffentlich zu erreichen. Schulbusse bestimmen oft Takt und Frequenz des Nahverkehrs. Dies führt natürlich in den Schulferien zu großen Problemen. Dem rein gewinnorientierten Betreiben des öffentlichen Personennahverkehrs (ODEG und ehemaliger Kraftverkehr) ist entgegenzuwirken.

Das Hauptverkehrsmittel der Bürger dieser Gemeinden ist das eigene Kraftfahrzeug. Ohne dieses wäre die Erreichbarkeit der wenigen vorhandenen Arbeitsplätze, von Kinder- und Versorgungseinrichtungen, medizinischen Einrichtungen u.ä. fast unmöglich. Auch der Pendelverkehr vieler Bewohner des ländlichen Raumes aus dieser Region wäre nicht möglich. Zu überlegen wäre, ob es Wege gibt, den möglichen Wegfall bzw. die Kürzung der Pendlerpauschale kommunal abzufedern.

4. Handlungsfeld ‚Versorgung‘

Die Versorgung mit Waren des täglichen Bedarfs und allgemeinen Dienstleistungen werden in allen drei Befragungsgebieten mehrheitlich als gut und ausreichend gekennzeichnet. Dieses Urteil bezieht sich allerdings vorwiegend auf die städtischen Zentren Strausberg, Eisenhüttenstadt, Schwedt, Angermünde und Frankfurt/ Oder. Für Strausberger Bürger spielt das gut zu erreichende Berlin eine wichtige Rolle.

In den ländlichen Gemeinden wird von den Interviewten ein eher düsteres Bild gezeichnet. Kleinere Gemeinden verfügen in der Regel über keine bzw. wenige Versorgungseinrichtungen. Die Bürger versorgen sich meist mit eigenem Auto in den Versorgungszentren der umliegenden Städte. Ältere und

Personen ohne Fahrzeug sind auf die ambulante Versorgung bzw. Nachbarschaftshilfe angewiesen, die natürlich nur ein beschränktes Angebot realisieren können. Diese Art der Versorgung sollte als Minimum unbedingt aufrechterhalten bzw. ausgebaut werden. In diesen Kommunen gilt es aber auch zu prüfen, ob vorhandene Gaststätten bzw. touristische Informationspunkte mit Grundversorgungsaufgaben betraut werden können. Auch die bäuerliche und gärtnerische Direktvermarktung (Hof-, Dorf- und Bauernläden) könnte eine Alternative sein.

Ein besonderes Problem stellt vor allem in Eisenhüttenstadt und im Oderland die fachärztliche medizinische Versorgung dar. Wenige Fachärzte (z.B. Augenärzte, Hautärzte) sind vorhanden bzw. zugelassen. Dies führt zu außerordentlich langen Wartezeiten. Darüber hinaus werden vielen Bürgern ländlicher Regionen weite Wege bis nach Berlin, Frankfurt/ Oder und Eberswalde zugemutet. Dies könnte Migrationsbewegungen – weg von unterversorgten Regionen hin zu medizinischen Zentren – durchaus befördern. Viele Interviewte schildern eine paradoxe Entwicklung: Die Überalterung in Eisenhüttenstadt und im Oderland nimmt stetig zu; Ältere und Kranke prägen zunehmend das Bild dieser Kommunen, aber die ärztliche Versorgung mit den dringend benötigten Fachärzten nimmt ab bzw. ist strukturell zu gering. Kommunalpolitiker sind aufgefordert, in diesem Feld schnell zu handeln. Es gilt, gerade für jüngere Ärzte Bedingungen zu schaffen, die ihr Wirken attraktiv erscheinen lassen. Ist es außerdem nicht dringend geboten, die Zulassung und Dichte der Ärzte nicht nur nach Bevölkerungszahlen sondern auch nach der Altersstruktur zu gestalten?

Ganz ähnliches gilt auch für das Schul- und Kinderbetreuungssystem. Auch hier sind die formalen statistischen Grenzen den regionalen Gegebenheiten anzupassen. Gegenwärtig läuft ein Prozess des Abbaus von Klassen, Jahrgangsstufen und Schulen, ein Vorgang, der nur äußerst schwer umkehrbar ist. Er schwächt künstlich die Struktur der Region und forciert ihre Unattraktivität. Warum macht Brandenburg nicht aus der Not eine Tugend und schafft ein bundesweit herausragendes Schulsystem, das sich durch kleine

Klassen, wirkliche Differenzierung, qualifizierte Ganztagsbetreuung und kompetente soziale Beratung auszeichnet?

5. Handlungsfeld ‚Identifikation, Bodenständigkeit, Heimat‘

Viele Interviewte aller drei Untersuchungsgebiete haben deutliche Bekenntnisse zu ihrer Stadt, ihrer Kommune, ihrer Region abgegeben. Sie werden vorwiegend über natur-kulturräumliche Gegebenheiten (alle drei Regionaltypen), Stolz auf und Eigenanteil an Aufbau und Entwicklung des Gemeinwesens (Eisenhüttenstadt), Geschichte (alle drei Regionaltypen), Eigentum (alle drei Regionaltypen) und Lebensqualität (Strausberg) attribuiert. Dies trifft in besonderer Weise – keineswegs aber ausschließlich - für ältere Bewohner zu und manifestiert sich oft auch in ehrenamtlicher und Vereinstätigkeit in den Städten und Kommunen. Diese Identifikationskerne zu stärken, ist für kommunalpolitisches Handeln unabdingbar, um Abwanderungs- und Überalterungsprozessen entgegenzuwirken. Damit sind allerdings keine Heimatduselei und Vereinsmeierei gemeint, die nicht selten von neofaschistischen Gruppierungen missbraucht werden.